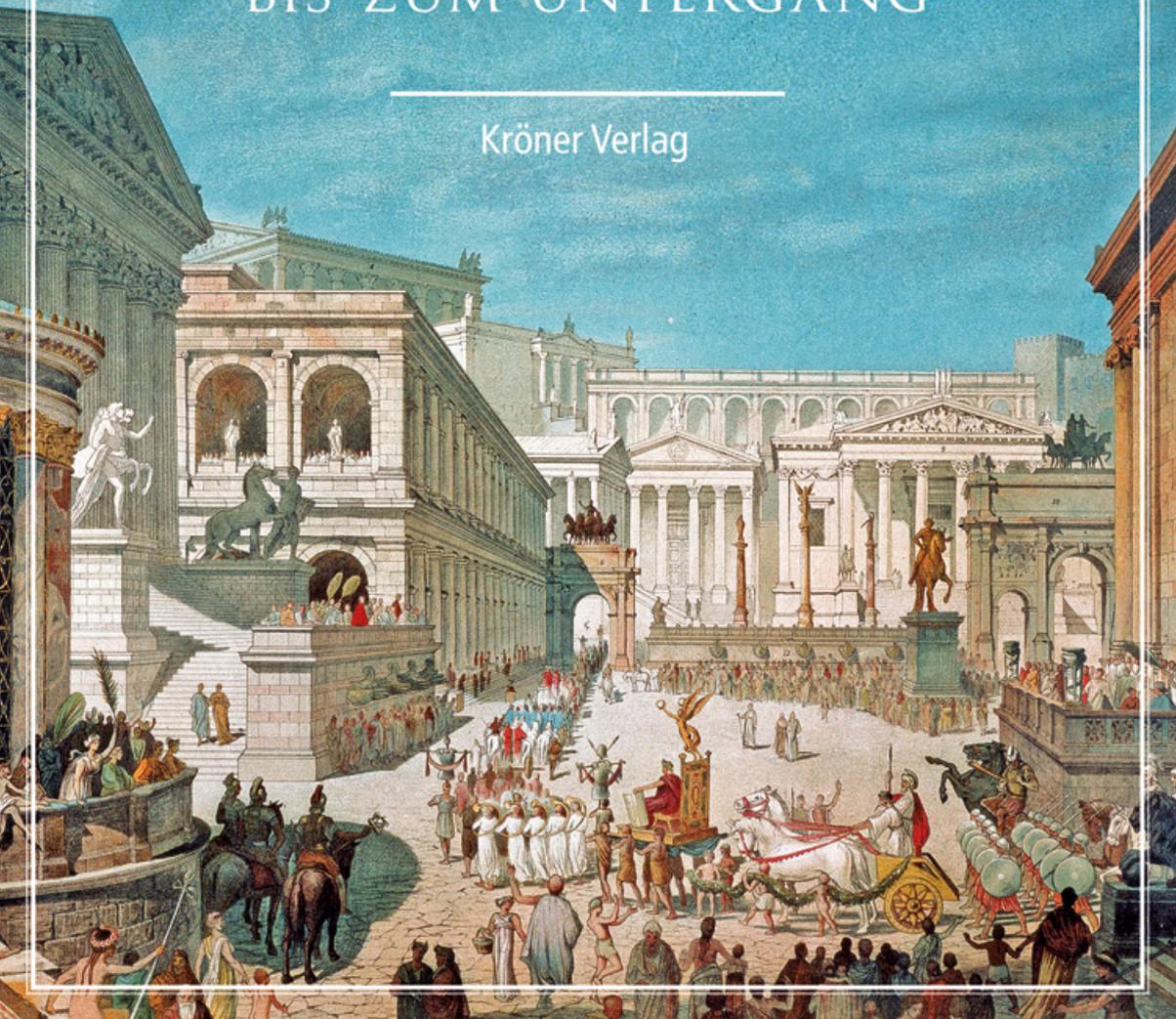


Michael Sommer

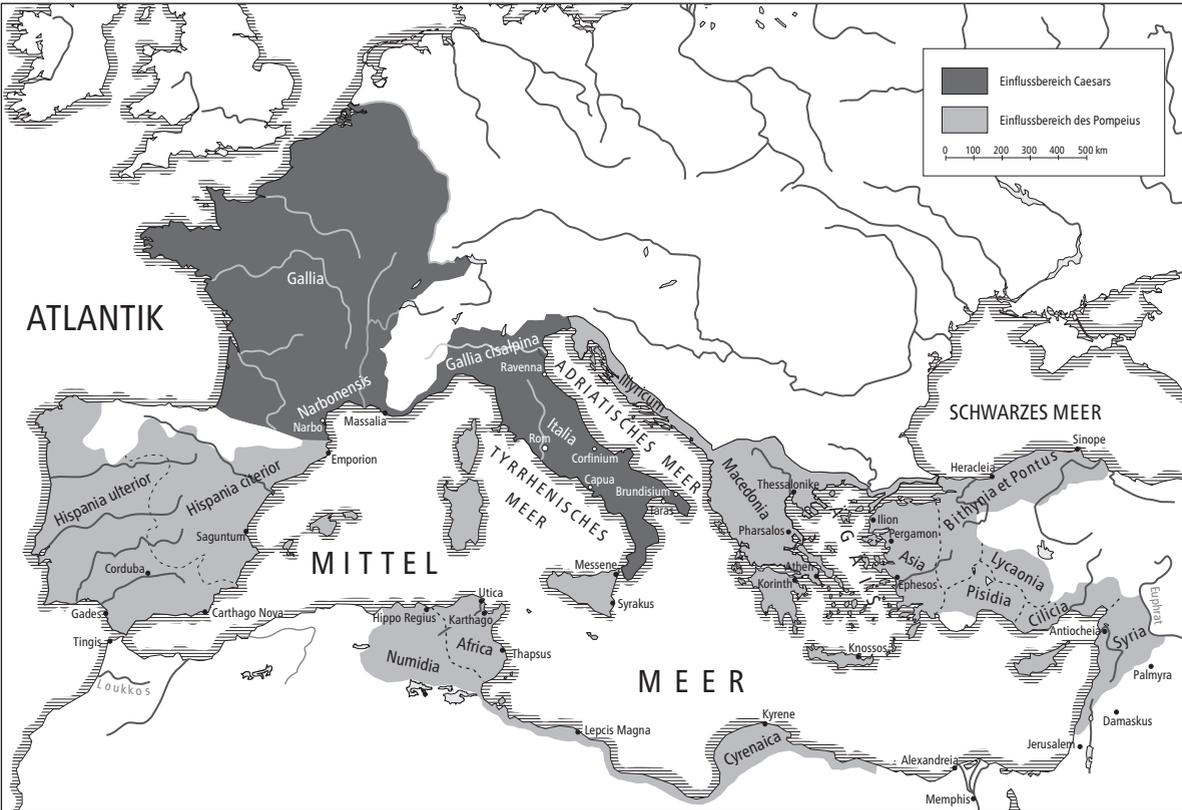
RÖMISCHE GESCHICHTE

VON DEN ANFÄNGEN
BIS ZUM UNTERGANG

Kröner Verlag



Die römische Mittelmeerwelt am Vorabend des Bürgerkriegs (Januar 49 v. Chr.)



K

Michael Sommer

RÖMISCHE
GESCHICHTE
VON DEN ANFÄNGEN
BIS ZUM UNTERGANG

Kröner Verlag

Michael Sommer

RÖMISCHE GESCHICHTE

Von den Anfängen bis zum Untergang

Mit 57 Abbildungen, 11 Karten und 25 Zeittafeln

Einbändige Studienausgabe der zweibändigen Originalausgabe

Stuttgart: Kröner 2016

ISBN Druck: 978-3-520-90901-5

ISBN E-Book: 978-3-520-90991-6

Unser gesamtes lieferbares Programm sowie viele weitere Informationen finden Sie unter www.kroener-verlag.de

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwendung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlages. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 2016 by Alfred Kröner Verlag Stuttgart

Umschlaggestaltung: Denis Krnjaić (www.wewamo.de), Stuttgart

Datenkonvertierung E-Book: Alfred Kröner Verlag, Stuttgart

Inhalt

Vorwort	XI
Einleitung	XIII

ERSTER TEIL: URBS ROMA

I. Mythos Rom	2
Romulus, oder: Wie ein Brudermörder Rom gründet	2
Aeneas, oder: Wie Pflichtbewusstsein Geschichte macht	9
II. Grundstrukturen	14
Familia	15
Lebenszyklen	18
Oben – Unten	21
Konsum und Produktion	25
Religion	32
III. Italien	35
Geographische Prämissen	35
Die sprachliche und ethnische Gliederung Italiens	37
IV. Vom Werden einer Stadt	42
Harte Fakten: Roms Vorgeschichte im Spiegel der Archäologie	42
Stadtgründung oder Stadtwerdung?	46
Das Rom der Könige	48
V. Identitätsfindung	52
Umsturz	53
Patrizier	56
Plebejer	60
Ständekämpfe	64
Die Zwölf Tafeln	65
Die neue Bürgergemeinde	69
VI. Expansion und Integration	71
Strategische Ausgangslage	72
Veji	75
Bewährung	79
Rom gegen die Latiner: Vom Stadtstaat zur Hegemonie	83
Rom gegen die Samniten: Machtpolitik im Süden der Halbinsel	86
Der Pyrrhoskrieg	91

ZWEITER TEIL: RES PUBLICA

I. Die Mittelmeerwelt am Vorabend der römischen Eroberung...	97
Von Gibraltar bis zum Bosphorus: Das Mittelmeer	98
Die großen Inseln: Sizilien und Sardinien	100
Die Iberische Halbinsel.	103
Der Nordalpenraum	105
Der Balkan	109
Vorderasien.	111
Ägypten.	115
Nordafrika	118
II. Die Integration Italiens.	123
Die Organisation der Herrschaft.	123
Die Durchdringung des Raumes.	127
Bürger in Waffen	133
Die Romanisierung Kampaniens – eine Fallstudie	138
Von der kampanischen Landstadt zur römischen Kolonie: Pompeji.	143
III. Das politische System der Republik.	147
Die <i>res publica</i> und ihre politische Grammatik.	147
Magistraturen.	150
Volksversammlungen	157
Senat	160
Die Nobilität.	162
Konsens und Wettbewerb.	167
Gedächtnis und symbolisches Kapital	168
IV. Griff nach der Weltmacht (264–168 v. Chr.)	174
Messene 264 v. Chr.	174
Duell um Sizilien (264–241 v. Chr.)	177
Zwischenkriegszeit (241–218 v. Chr.)	184
<i>Hannibal ad portas</i> (218–215 v. Chr.)	190
Flächenbrand (215–201 v. Chr.)	195
Philipp V. und Antiochos III.	200
Der Weg nach Eleusis	205
Römischer Imperialismus? Eine Zwischenbetrachtung	208

DRITTER TEIL: ORBIS TERRARUM

I. Alternativen (168–133 v. Chr.)	215
Philhellenen und Volksfreunde: Die Scipionen	216
Cato der Zensor.	221
Verbrannte Erde: Karthago und Korinth	226
Vernichtungskrieg.	230
Am Scheideweg: 133 v. Chr.	233

II. Krisenmanagement (133–89 v. Chr.)	237
Die soziale Frage: Tiberius und Gaius Gracchus	238
Gaius Marius: Neue Probleme, neue Rezepte	255
Das dritte populäre Experiment: Marius, Saturninus und Glaucia	262
Die italische Frage: Rom und die Bundesgenossen	266
III. Restauration (89–70 v. Chr.)	273
Sulla	274
Mithradates	277
Marsch auf Rom	280
Cinna	283
Felix	287
Das Jahrzehnt nach Sulla	294
IV. Spannungen (70–59 v. Chr.)	307
Anwalt der <i>res publica</i> : Cicero <i>pater patriae</i>	307
Catilina	312
Triumph im Orient: des Pompeius langer Schatten	322
Nemesis	329
Ich hasse und liebe: Catulls Rom	334
V. Abenteuer (59–49 v. Chr.)	340
Gallien	341
Karrhai	348
Rubico	351
VI. Vabanque (49–43 v. Chr.)	355
Bürgerkrieg	356
Endspiel	360
Diktator	366
Tyranndämmerung?	374
VII. Agonie (43–30 v. Chr.)	384
Philippi	385
Krieg und Frieden	387
Krieg der Worte	393
Abrechnung	398
Jedem Ende wohnt ein Anfang inne	402

VIERTER TEIL: PAX ROMANA

I. Aurea Saecula (30 v. Chr. – 14 n. Chr.)	409
Princeps	411
Herrschaft und <i>imago</i>	417
Die Transformation des Stadtbildes: Rom unter Augustus	422
Vom Princeps zum Gott	430
Von Augustus zu Tiberius	436

II. Pax Augusta: Rom, Italien und die Provinzen

in der frühen Kaiserzeit	442
<i>Tota Italia</i>	442
Das Problem der Romanisierung	448
Der Nahe Osten	452
Auf Caesars Spuren: Die Provinzialisierung des römischen Gallien	464
Spanien	473
Varus und Arminius: Roms Scheitern in Germanien	476

III. Die Institutionalisierung des Prinzipats:

Die julisch-claudische Dynastie (14–68 n. Chr.)	487
Kaiser, die aus der Rolle fielen: Tiberius (14–37) und Caligula (37–41)	488
Restauration und Zusammenbruch der julisch-claudischen Dynastie: Claudius (41–53) und Nero (53–68)	498
Belastungsprobe in der Peripherie: Der Jüdische Aufstand (66–70)	507

IV. Die erste Krise des Prinzipats: Der Tod Neros

und das Vierkaiserjahr (68/69)	520
---	-----

V. Der klassische Prinzipat: Das Imperium

von Vespasian bis Antoninus Pius (69–161)	532
Personifizierte Sieghaftigkeit: Vespasian (69–79) und Titus (79–81)	535
<i>Dominus et deus</i> : Domitian und die Anfänge einer neuen Herrschaftskonzeption (81–96)	539
Von der Nachfolgekrise zum <i>optimus princeps</i> : Nerva (96–98) und Trajan (98–117)	543
Innere Konsolidierung: Das Reich unter Hadrian (117–138) und Antoninus Pius (138–161)	548

FÜNFTER TEIL: ROMA AETERNA**I. Die politische Dynamik (161 – 222)**

Die Neujustierung des Prinzipats: Marc Aurel (161–180) und Commodus (180–192)	562
Die Krise des zweiten Vierkaiserjahres und die Begründung des severischen Prinzipats (193–211)	565
Der neue Alexander: Caracalla (211–217)	571
Usurpator gegen Usurpator: Macrinus und der Aufstieg Elagabals (217/218)	578
Nur ein bizarres Intermezzo? Elagabal in Rom (219–222)	585
	588

II. Dimensionen der Krise (222–284)

Die militärische Bedrohung	592
Der Zusammenbruch kaiserlicher Autorität	596
Ökonomischer Wandel und fiskalische Krise	605
Alte und neue Weltbilder: Eine Reise an den Rand des Imperiums	615
	622

III. Antworten auf die Krise	630
Die Regionalisierung militärischer Verantwortung im Osten	630
Die Regionalisierung militärischer Verantwortung im Westen	637
Auf der Suche nach Legitimität: Entwürfe eines neuen Prinzipats	642
IV. Das Imperium der Tetrarchen (284–312)	647
Der Weg in die Tetrarchie (275–284)	649
Ein Neuanfang (284–305 n. Chr.)	652
Das Scheitern der Tetrarchie (305–312)	658
V. Konstantin und die konstantinische Dynastie (312–363)	663
Das Christentum als neuer Faktor	666
Der Weg nach Konstantinopel.	675
Das Reich und die Provinzen unter Constantius II.	683
Zeitenwechsel.	701

SECHSTER TEIL: IMPERIUM CHRISTIANUM

I. Substanzverlust: Von Tarsos nach Rom (364–410)	710
Verzahnung von innerer und äußerer Krise:	
Der kurze Weg nach Adrianopel (364–378).	720
Das überforderte Imperium: Von Adrianopel zur Reichsteilung (378–395). ..	728
Das Paradox der Asymmetrie und der Fall Roms:	
Römer und Germanen (395–410)	736
Rombilder in der Krise: Wertewandel und neue Loyalitäten	747
II. Zweimal Rom: Eine Verwandlung und ein Untergang	754
Ein »griechisches« Imperium Romanum: Der Osten unter Theodosios II. ..	758
Kaiser und Heermeister: Der Westen unter Honorius und Valentinian III. ..	764
Die Hunnische Alternative.	772
Das Ende im Westen	775
Epilog	778

ANHANG

Abkürzungen	785
Anmerkungen	788
Bibliographischer Essay	812
Glossar	830
Register	
Ortsregister	839
Sachregister	846
Personenregister	857

Vorwort

Als vor fast zehn Jahren ein erstes Konzept für die hier vorliegende *Römische Geschichte* entstand, war geplant, die gesamte Darstellung in einen Band von Kröners Taschenausgabe zu zwängen. Dieses Vorhaben erwies sich bald als unrealistisch: Allzu groß ist die Fülle des Stoffes, nicht akzeptabel wäre der Verzicht auf nötige Nuancierungen gewesen. Vor allem wäre die Beschränkung unvereinbar gewesen mit zwei Grundsätzen, denen diese Geschichte durchgängig zu folgen versucht: Erstens soll für möglichst jedes Detail nachvollziehbar sein, woraus die moderne Forschung ihr Wissen schöpft, und zweitens sollen elementare Gegebenheiten der römischen Geschichte ebenso ihren Platz haben wie die narrative Darstellung historischer Begebenheiten – soll Strukturgeschichte also in die den Erzählfluss vorantreibende Ereignisgeschichte eingeflochten sein.

Die einzig vertretbare Lösung war damals eine zweibändige Ausgabe, die so gewissermaßen die von dem immer wieder aufgelegten Vorgängerverk aus der Feder Ernst Kornemanns (1868–1946) begründete Tradition fortsetzte. Für den Verfasser ist es eine große Freude, dass jetzt der Alfred Kröner Verlag eine einbändige Studienausgabe in größerem Format angeregt hat. In den Text wurde dabei nur eingegriffen, um einzelne Fehler zu korrigieren. Verzichtet wurde auf einen Teil des umfangreichen Anmerkungsapparats: Er beschränkt sich jetzt weitgehend auf den Nachweis von Quellen, die in größerem Umfang zu erschließen auch Ziel dieser Studienausgabe ist. Statt des sehr umfangreichen Literaturverzeichnisses entstand ein auf den neuesten Stand gebrachter bibliographischer Essay, der Wegweiser zu vertiefender Lektüre und zu den wichtigsten Hilfsmitteln sein möchte. Schließlich erleichtern Marginalien die Benutzung des Werkes und heben zugleich Begriffe hervor, die für das Verständnis der römischen Geschichte wichtig sind.

Für die Überprüfung des bibliographischen Essays ist der Verfasser Uwe Walter (Bielefeld) zu großem Dank verpflichtet. In besonderer Weise gilt sein Dank dem Verleger Alfred Klemm, der auch die Arbeit an dieser Studienausgabe mit der gewohnten Effizienz, Geduld und Warmherzigkeit begleitet hat.



Kapitolinische Wölfin, Datierung umstritten, vermutlich frühmittelalterlich

Einleitung

*te toga picta decet, non quem sine matris honore
nutrit inhumanae dura papilla lupae!*

In den beiden Versen aus der Feder des augusteischen Elegikers Propertius fallen gleich drei Stichworte, die für die römische Identität konstitutiv sind: Die Toga, jenes kaum bequem zu nennende Wickelgewand aus meist weißer Wolle, war für römische Männer so sehr Teil ihrer selbst, dass sie sich stolz die *gens togata* nannten: das Volk der Togaträger. *Honos*, äußeres Ansehen, war ein elementarer Gradmesser für den Wert jedes Individuums. Dritter Schlüsselbegriff bei Propertius ist die *lupa*, die Kapitolinische Wölfin.

Die Wölfin

Der Legende nach säugte eine Wölfin Romulus und seinen Zwillingsbruder Remus, nachdem man die Säuglinge in einem Korb auf dem Tiber ausgesetzt hatte. Die nichtmenschliche Nährmutter des Brüderpaars ist emblematisch für die Stadt Rom und das von ihr geschaffene Weltreich. Sie ziert deshalb unzählige Münzen, Plätze, offizielle und offiziöse Dokumente. Schon in römischer Zeit waren bildliche Darstellungen der Wölfin weit verbreitet. Das bekannteste Bildnis steht im Original in der Sala della Lupa des Palazzo dei Conservatori auf dem Kapitol, und das schon seit 1586. Kopien der Bronzeskulptur finden sich auf einer Säule vor dem Kapitolspalast, dem Rathaus der Stadt Rom, aber auch an so unwahrscheinlichen Orten wie Cincinnati, Ohio, New York City und Timișoara, Rumänien. Besonders das faschistische Regime Mussolinis schlachtete den Symbolwert der Kapitolinischen Wölfin, wie so viele Zeugen der imperialen Vergangenheit Italiens, hemmungslos aus: Das Muttertier der Römer zierte nicht nur Bauten und Monumente, es war auch das Emblem, das schon die kleinsten in der faschistischen Jugendorganisation, die *Figli della Lupa* (Söhne der Wölfin), auf ihren Mützen trugen.

Die Beliebtheit der Wölfin kommt nicht von ungefähr: Die Figur strahlt in ihrer archaischen Einfachheit all das aus, wofür die Römer standen oder zu stehen glaubten: Der nach links gewandte Kopf mit den aufgerichteten Ohren und den witternden Nüstern ist Ausdruck höchster

Wachsamkeit, das halb geöffnete Maul mit den gebleckten Zähnen von Wehrhaftigkeit; die fest gegen den Boden sich stemmenden Vorderläufe signalisieren Unnachgiebigkeit und Standfestigkeit. Der Körper des Tieres, das aufrecht steht und nicht, wie eine säugende Tiermutter, am Boden kauert, ist Sinnbild für Ausdauer, Bedürfnislosigkeit und Kraft, zugleich für Stolz und Selbstbewusstsein; die Hinterläufe wirken wie zum Sprung bereit und deuten Reaktionsvermögen und Schnelligkeit an; acht prall gefüllte Zitzen schließlich stehen für Wohlstand und Fruchtbarkeit. Welches Tier könnte geeigneter sein, um Rom, *caput mundi* und Keimzelle des größten und dauerhaftesten Imperiums der europäischen Geschichte, symbolisch Gestalt zu verleihen?

Dazu passt, dass man in der *Lupa Capitolina* lange eines der ältesten kontinuierlich sichtbaren Kunstwerke der Weltgeschichte sah. Die drallen Zwillinge, die an den Zitzen der Wölfin saugen, sind, so viel wusste man, Hinzufügungen der Renaissance; das Tier selbst hingegen, das galt lange als ausgemacht, entstammte direkt der römischen Frühzeit und war seither niemals verschüttet worden. Auf das 5. Jh. v. Chr. datierten Gelehrte des 19. Jh. die Wölfin und sie tippten auf eine etruskische Werkstatt als Entstehungsort. So über jeden Zweifel erhaben schien das ehrwürdige Alter des Kunstwerks, dass die Nachricht, mit der die römische Zeitung *La Repubblica* ihre Ausgabe vom 17. November 2006 aufmachte, wie eine Bombe einschlug: Die Kunsthistorikerin Anna Maria Carruba hatte nach eingehender, im Zuge einer Restaurierung erfolgter Untersuchung behauptet, die Wölfin könne unmöglich das Werk eines frühromischen oder etruskischen Bronzeschmieds sein. Vielmehr sei die Plastik, so Carruba, in einem Guss im sogenannten Wachsausschmelz- oder *Cire-perdue*-Verfahren entstanden: Um einen Kern aus Wachs wurde ein Mantel aus Ton gelegt; war der Ton getrocknet, wurde das Wachs geschmolzen und ausgegossen, die jetzt hohle Form sodann mit flüssigem Metall gefüllt. Zwar ist das *Cire-perdue*-Verfahren so alt wie die Bronzemetallurgie, doch wurden antike Bronzeplastiken in aller Regel aus mehreren Einzelteilen zusammengeschweißt, während die Technik, in der die Wölfin entstand, erst aufkam, als durch die Christianisierung massenhaft Kirchenglocken nachgefragt wurden. Deshalb, so Carrubas Schlussfolgerung, könne die Wölfin frühestens aus der Spätantike stammen; wahrscheinlich sei sie in karolingischer Zeit entstanden.

Carrubas These wird noch immer heftig diskutiert, scheint sich aber jetzt, nach einer Radiokarbonanalyse, doch zu erhärten. Vermutlich ist also die Kapitolinische Wölfin mehr als ein Jahrtausend jünger als bis vor Kurzem angenommen. Daran, dass die Nährmutter der Zwillinge Romulus

und Remus ein Wahrzeichen römischer Identität war – und ist –, ändert die wundersame Verjüngung der Statue aus dem Konservatorenpalast freilich nichts. Über alle historischen Brüche und Zäsuren hinweg blieb die Wölfin stets eng mit dem Schicksal ihrer Stadt verknüpft; gerade ihre Karriere in Mittelalter und Renaissance ist Beleg dafür, dass der Mythos über die Jahrtausende lebendig geblieben war.

Diesen Mythos hatten die Römer immer weiter gesponnen und zu jener mächtigen Erzählung gemacht, die uns noch heute in ihren Bann zieht. Erfunden hatten sie ihn nicht. ›Erfunden‹ hatten ihn die Griechen, und sein Schauplatz war ursprünglich die weite Welt des Mittelmeers, das die Griechen ab dem 8. Jh. v. Chr. mit ihren Schiffen befuhren. Sinn und Zweck des Mythos war es, den Griechen die Welt verständlich zu machen, wie sie sich ihnen darstellte: unermesslich groß und kompliziert, bewohnt von vielen Völkern und voller Wunder. Der Mythos mit seinen Gestalten, seinen großen Konflikten und Wanderern zwischen den Kulturen gab jedem seinen Platz. Romulus, Titus Tatius, Tarpeia und die Wölfin – sie alle waren anfangs nur Randfiguren in einer großen Erzählung, deren Hauptakteure mit Rom herzlich wenig zu tun hatten.

Die Geschichte Roms in der Alten Geschichte

Diese weite, komplexe Welt des antiken Mittelmeers, zu der außer Griechenland auch West-, Nordwest- und Mitteleuropa, das Schwarze Meer, Kleinasien und Armenien, Mesopotamien, Iran, Ägypten und das übrige Nordafrika gehörten, war die Welt, in die Rom hineinwuchs und die es sich, Schritt für Schritt, untertan machte. Sie ist der Schauplatz der Alten Geschichte, und Alte Geschichte reicht im Prinzip von den Anfängen städtischer, schriftlich fixierter Zivilisation in den Stromtälern von Euphrat, Tigris und Nil um 3000 v. Chr. bis mindestens zur arabischen Eroberung Vorderasiens und Nordafrikas. Im engeren Sinne markiert das Ende der großen Palastzentren wie Mykene und Hattuša im östlichen Mittelmeerraum um 1200 v. Chr. einen entscheidenden Wendepunkt: Mit ihm begann die schrittweise Transformation des erweiterten Mittelmeerbeckens in einen Raum, den wir mit Recht als ›antike Welt‹ bezeichnen und in dem Griechen und Römer keineswegs die einzigen Akteure waren. Bezogen auf diese Welt war die Geschichte der folgenden 1500 Jahre eine Periode beispielloser ›Globalisierung‹, die, wenn überhaupt, nur mit der Genese der modernen Welt seit 1492 vergleichbar ist. Eine Alte Geschichte, die euro-

Globale Alte
Geschichte

zentrische Verengungen überwinden möchte, hat sich dabei Rechenschaft darüber zu geben, dass die Mittelmeerwelt zu keinem Zeitpunkt uniform war; vielmehr war sie polyethnisch, multilingual, multikulturell und religiös vielgestaltig: Die Eroberung durch Rom bedeutete nicht das Ende der unzähligen lokalen und regionalen Traditionen, sondern ihr Fortleben in modifizierter Form in einem großen und politisch einigen Ganzen. Die Geschichte der römischen Welt ist deshalb nie nur die Geschichte ihrer Zentren, Roms und Italiens; schwer vernehmlich, doch für das Verständnis unverzichtbar, sind die vielen Stimmen aus der römischen Peripherie. Sie hörbar zu machen, ist die Zielsetzung vor allem der hinteren drei Teile dieser *Römischen Geschichte*.

Wie Frösche um
einen Teich

Ausgangspunkt des langen Prozesses, der nicht zwangsläufig, aber mit einer gewissen inneren Logik auf das römische Imperium zulief, war der extrem fragmentierte Raum, den der Zusammenbruch der bronzezeitlichen Palastzentren hinterlassen hatte: ein Raum, in dem die Mobilität von Menschen, Gütern und Ideen auf kleine, lokale Kontaktzonen beschränkt blieb und großflächige Austauschsysteme fehlten. Erst allmählich, ab ca. 1000 v. Chr., verknüpfte ein neuer, maßgeblich von der Levante aus initiiertes Fernhandelsnetz die regionalen Kontaktzonen zu einem gesamtmediterranen System, in dem vor allem Prestigegüter zirkulierten und sich allmählich eine Elitenkultur mit gemeinsamen Standards ausprägte. Sukzessive zogen immer breitere Segmente der Gesellschaften des Mittelmeerraums nach, das geographische Wissen nahm exponentiell zu, der Verkehr auf den Seerouten wurde immer dichter. Das Zentrum des mediterranen Systems verlagerte sich bis ca. 500 v. Chr. nach Westen, Richtung Griechenland, so dass Platon weitere hundert Jahre später feststellen konnte, die Griechen säßen rund ums Mittelmeer »wie Frösche um einen Teich«.² Die nächste Etappe läutete Alexanders Eroberung des Nahen Ostens und Irans ein: Der Makedone bezog große Teile Asiens ins mediterrane System ein und hinterließ vor allem Territorialmonarchien, unter denen im Hellenismus erstmals auch größere Räume politisch zentral organisiert waren. Das westliche Pendant zu den hellenistischen Monarchien war die maritime Reichsbildung Karthagos, die praktisch das gesamte Mittelmeerbecken westlich der Straße von Sizilien in eine, partiell auch politisch integrierte und damit relativ dichte Kontaktzone verwandelte.

Roms »Mission«, wenn man so will, bestand darin, Karthago und die hellenistischen Territorialmonarchien per Eroberung zu beerben und aus den verschiedenen Fäden mediterraner »Globalisierung« einen dicken Strang zu wirken. Es vollendete so gleichsam die Einigung der Mittelmeer-

welt, indem es ihre geographische Kartierung, infrastrukturelle Durchdringung und politische Integration konsequent fortsetzte und dazu noch die Klammer des römischen Rechts schuf. Den Schlusspunkt der Integration setzte dann sozusagen die *constitutio Antoniniana* von 212 n. Chr., die (nahezu) alle freien Bewohner des römischen Imperiums per Federstrich zu römischen Bürgern erklärte. Das Bewusstsein, zu einer durch Rom geeinten Mittelmeerwelt zu gehören, spricht aus der berühmten Rom-Rede des griechischen Redners Aelius Aristides, wenn er den Römern attestiert, durch eben diese Errungenschaften die »ganze bewohnte Welt wie einen einzigen Haushalt organisiert« zu haben.³

Periodisierung: Republik ...

Die römische Kaiserzeit, die Gegenstand der zweiten Hälfte (Teile IV–VI) dieser *Römischen Geschichte* ist, ist die Epoche, in der die von Aelius Aristides beschriebene, unter dem römischen Adler geeinte Mittelmeerwelt ihre endgültige Ausprägung erhielt, mit der größten je in der Antike erreichten Intensität und Dichte von Kontakten und dem höchsten Grad an politisch-rechtlicher Vereinheitlichung. Auch deshalb erachtete man die Prinzipatszeit lange als wenig dynamische, ja sterile Epoche. Freilich hat gerade die jüngere Forschung mit diesem Vorurteil aufräumen können und zu zeigen vermocht, wie viel unter der scheinbar statischen Oberfläche der römischen Monarchie und des von ihr beherrschten Imperiums im Fluss war. Dagegen galt die Republik zu allen Zeiten als lohnendes, ja – dank Theodor Mommsens Jahrhundertwerk – als nobelpreisverdächtiges Sujet historischer Darstellung. Und das nicht zu Unrecht: Die späte Republik war eine Phase atemberaubenden Wandels auf sämtlichen Feldern, dazu die Periode, die unter allen Abschnitten antiker Geschichte mit Abstand am besten durch literarische Quellen dokumentiert ist. Die Kehrseite dieses Vorzugs: Der literarischen Überlieferung entsprechen keine materiellen Zeugnisse in auch nur annähernd vergleichbarer Dichte; deshalb verfügen wir für die späte Republik kaum über mehr Informationen als Mommsen vor 150 Jahren. Was wir hinzugelernt haben, verdanken wir hauptsächlich neuen Methoden und Fragestellungen. Es ist, wie die Leser feststellen werden, gar nicht einmal so wenig.

Noch zwei Dinge sind zu festzuhalten: Erstens ist die Republik – verlängert um die römische Frühzeit – keine einheitliche Epoche. Schon ihre zeitliche Ausdehnung spricht für das Gegenteil: Zwischen den ersten Spu-

Dynamik der
Republik

Kontinuität
und Wandel

ren dauerhafter Besiedlung am unteren Tiber und der Begründung des Prinzipats durch Augustus liegen etwa tausend Jahre mit so gewaltigen historischen Umwälzungen wie den Ständekämpfen. Vor allem ist die Quellenlage extrem disparat: Der hohen Dichte an primären Textquellen für die letzten Jahrzehnte stehen kaum direkte literarische Zeugnisse aus der Frühzeit und den ersten Jahrhunderten der Republik gegenüber. Dafür gibt es Mythen in unübersehbarer Fülle und spärliches archäologisches Material. Zweitens gibt es, über alle Umbrüche und Jahrhunderte hinweg, ein bemerkenswertes Maß an Kontinuität. Jedem Wandel trotzend, blieb die römische Identität die gesamte Republik hindurch immer erkennbar, unverwechselbar. Was die römische Gesellschaft in der Antike so einzigartig macht, ist dabei vor allem ihr spezifischer *modus memorandi*: Die Vergangenheit war stets lebendige Bezugsgröße, Maßstab, um sich in der Gegenwart orientieren zu können. Kern der römischen Erinnerungskultur war der *mos maiorum*, jener Komplex aus geglaubten Traditionen, der Richtschnur individuellen Handelns war und der als unwandelbar galt, obwohl sich jede Generation von Neuem ihren der Zeit angepassten *mos* schuf.

Strukturen und
Prozesse

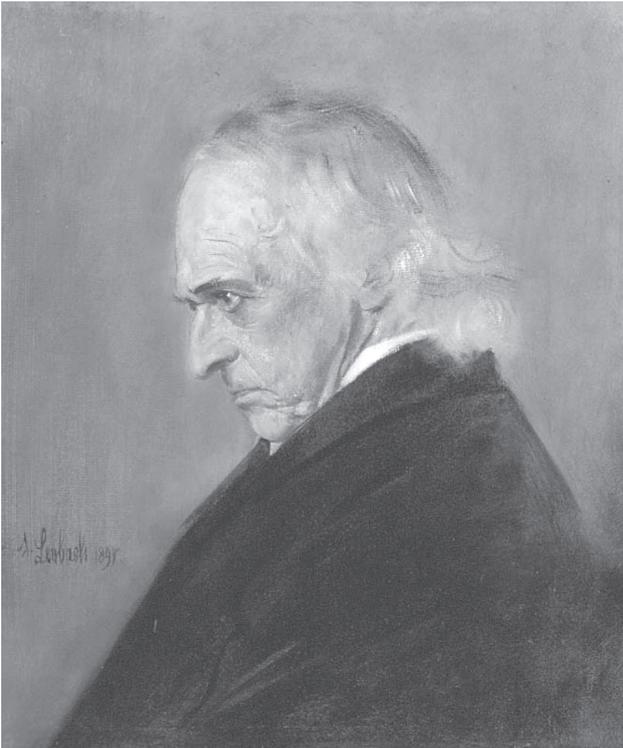
So schält sich für uns, ähnlich wie für die Römer selbst, die Geschichte der Republik erst allmählich aus dem Dunkel ihrer Anfänge; nur können wir als Historiker, anders als die Römer, die Leere nicht einfach mit Mythen füllen. Wir können hingegen, unter Zuhilfenahme der verschiedensten Quellengattungen, jeweils versuchen, die Ausbildung von Strukturen zu ergründen, die uns aus einer späteren, besser dokumentierten Zeit vertraut sind. Eine derartige Rekonstruktion der römischen Frühzeit hat ihre Tücken, sie hat eben nur Modellcharakter, ist aber immer noch besser als der Versuch, von der Überlieferung um jeden Preis zu retten, was (scheinbar) zu retten ist.

Daraus leitet sich die Vorgehensweise für die erste Hälfte dieses Bandes ab: Die Geschichte bis etwa zum Anfang des 3. Jh. v. Chr. wird hauptsächlich als ein Konglomerat von Gegebenheiten, die sich nur sehr langsam wandeln (Strukturen), darzustellen sein, während in schnellen Rhythmen aufeinanderfolgende Begebenheiten (Prozesse) vor allem den dritten Teil beherrschen werden. Da die römische Geschichte erst durch Kenntnis ihrer strukturellen Grundlagen verständlich wird, kommt man um den nur vermeintlich trockenen Stoff nicht herum. Wer sich gewissenhaft durch die Morphologie der Erinnerungskultur, von Familie, Wirtschaft, ›Verfassung‹ und römischen Beherrschungstechniken hindurchgearbeitet hat, wird am Ende mit einer rasch an Fahrt aufnehmenden Handlung belohnt werden, die seit Mommsen nichts von ihrer Faszinationskraft verloren hat.

... und Kaiserzeit

Als Theodor Mommsen am 1. November 1903 starb, war seine *Römische Geschichte* ein monumentales Fragment: Der junge Mommsen hatte in drei Bänden, erschienen in erster Auflage zwischen 1854 und 1856, die Geschichte der Republik bis zum endgültigen Sieg Caesars über seine Bürgerkriegsgegner abgehandelt; ihnen hatte der reife Gelehrte 1885 einen fünften Band folgen lassen, der den Provinzen und ihrer Geschichte in der römischen Kaiserzeit gewidmet war. Der vierte Band, von Mommsen oft angekündigt, blieb ungeschrieben. Über die Motive für die Leerstelle hat die Mommsen-Forschung ausgiebig spekuliert: Fehlte ihm schlicht die Zeit, wie er bisweilen behauptete? War es die für Mommsen überragende Gestalt Caesars, die keine Fortsetzung duldete? Fürchtete der spätere Nobelpreisträger, dass eine Geschichte der Kaiserzeit zum Ladenhüter werden könnte? Störte ihn, den liberalen Säkularisten, das Christentum? Oder die monarchische Despotie? Glaubte er gar, in seinem eigenen Zeitalter eine neue Spätantike wiederzuerkennen, in der es moralisch wie politisch steil

Mommsen und der
vierte Band



Theodor Mommsen (1817–1903),
Gemälde von Franz von Lenbach (1897),
Berlin, Staatliche Museen,
Alte Nationalgalerie

bergab ging? Waren ihm die Parallelen zum preußisch-deutschen Kaiser-
tum zu offensichtlich? Mommsen selbst bemerkte in seiner Vorlesung zur
römischen Kaiserzeit einmal, es sei

lebhaft zu bedauern, daß es sowohl in alter wie in neuer Zeit viele Historiker
gegeben hat, welche es als ihre wissenschaftliche Aufgabe erblickten, sich wie
Schmeißfliegen auf derartige unsaubere Stoffe zu setzen.⁴

Eine neue Ära

Freilich dachten nicht alle so. Zu einer Zeit, da Geschichtsschreibung vor-
wiegend belletristischen Leitlinien verpflichtet war und unter dem Primat
eherner Sätze à la »Männer machen Geschichte« stand, versprach gerade
die Geschichte der römischen Kaiserzeit reiches Material für unterhaltsa-
me, biographisch ausgerichtete und vor allem von moralischen Werturteil-
en beherrschte Darstellungen.⁵ Doch gab es sehr wohl auch Versuche, den
Stoff auf methodisch subtilere Art zu bändigen. So hatte sich schon in der
Antike der Gedanke durchgesetzt, durch den augusteischen Prinzipat sei
eine neue Epoche der römischen Geschichte eingeleitet worden, die sich
strukturell von der Republik abgehoben habe: In seinem *Dialogus de orato-
ribus* (»Dialog über die Redner«) reflektiert der Geschichtsschreiber Tacitus
deutlich das Bewusstsein seiner Zeitgenossen im 1./2. Jh. n. Chr. darüber,
dass nicht nur die Herrschaft eines Mannes politisch eine neue Ära eingeleitet
hatte, sondern sich auch die intellektuellen Parameter des Haupt-
stadtlebens gründlich gewandelt hatten: Wie Mehltau hätten sich »der lan-
ge Friede der Zeiten, die ununterbrochene Ruhe des Volkes, die ständige
Ungestörtheit des Senates und besonders die Ordnung des Princeps« auf
die Kunst der Beredsamkeit gelegt.⁶

Zeit des
Niedergangs?

In der Neuzeit interessierte der Prinzipat als solcher zunächst weni-
ger als die ihn begleitenden historischen Prozesse der Christianisierung
und des allmählichen Niedergangs. So verfasste der französische Histori-
ker Louis-Sébastien Le Nain de Tillemont (1637–98) eine 6-bändige *His-
toire des empereurs et des autres princes qui ont régné durant les six pre-
miers siècles de l'Église*, die als Grundlage einer größeren Kirchengeschichte
konzipiert war, aber immerhin erstmals ungefähr den zeitlichen Rahmen
durchmisst, den wir als »Kaiserzeit« bezeichnen; der englische Adlige und
Politiker Edward Gibbon (1737–94) verknüpfte in seinem 6-bändigen Mo-
numentalwerk *History of the Decline and Fall of the Roman Empire* eben-
falls römisches Kaiserreich und Christentum, sah in der neuen Religion
aber einen der Hauptfaktoren des Niedergangs. Chronologisch reicht sein
Werk von der Zeit Marc Aurels bis zum Fall Konstantinopels 1453, rechnet
also die gesamte byzantinische Geschichte mit zum Römischen Reich.

Im 18. Jh. setzte sich endlich die Gewissheit durch, die Kaiserzeit sei ebenso historische Epoche *sui generis* wie der Prinzipat als politisches System eine Erscheinung aus eigenem Recht sei. Bereits der Baron de Montesquieu (1689–1755), der in seinen *Considérations sur les causes de la grandeur des Romains et leur décadence* staats- und naturrechtlichen Fragen nachgeht, hatte das Großwerden Roms als Hauptursache für das Scheitern der Republik benannt: Die Gesetze der Republik seien nicht für ein Weltreich geschaffen gewesen und sie habe daher der Monarchie weichen müssen. Mommsen erkannte, dass der staatsrechtliche Begriff der ›Monarchie‹ mit seinen anachronistischen Implikationen die politische Wirklichkeit der römischen Kaiserzeit nur unzureichend abbildete; tatsächlich ist ›Kaiserzeit‹ ein irreführender Begriff, war der römische Herrscher doch alles andere als ein ›Kaiser‹ im modernen Sinne. Mommsen prägte stattdessen in Anlehnung an den von Augustus benutzten Titel ›Princeps‹ den Kunstbegriff des ›Prinzipats‹, in dem sich die historische Einmaligkeit der von Augustus begründeten Herrschaftsform niederschlägt – den Beginn des Prinzipats setzte Mommsen entsprechend 27 v. Chr. an. Leopold von Ranke (1795–1886) und sein jüngerer Zeitgenosse Jacob Burckhardt (1818–97) stellten schließlich einmütig fest, dass die »Ausbildung der monarchischen Verfassung«⁷ in Rom eine der elementaren Voraussetzungen dafür gebildet habe, »daß wir jetzt in den wesentlichen geistigen Dingen nicht mehr dem einzelnen Volk und Land, sondern der okzidentalen Kultur angehören.«⁸

Allerdings zog das 19. Jh. auch den Schlussstrich unter die bis dahin vorherrschende universalhistorische Einordnung der Prinzipatgeschichte. Barthold Georg Niebuhr (1776–1831) schwor die Geschichtswissenschaft auf kompromisslose Quellenkritik ein, die wiederum jedem historisch Arbeitenden profunde Sprachkenntnisse abverlangte. Jede Darstellung des Vergangenen könne, so Niebuhrs Forderung, unweigerlich nur aus den Quellen – lateinischen und griechischen Texten – geschöpft werden. Damit verbannte er für die klassische Altertumswissenschaft Germanen, Hunnen, Araber und Perser dahin, wo sie bis heute geblieben sind: an den ›Rand‹, wo sie als ›Randkulturen‹ ein vom Mainstream der Forschung und Lehre weitgehend unbeachtetes Dasein fristen. Bald war aber selbst eine Geschichte der Kaiserzeit, die nur die lateinisch- und griechischsprachigen Kernprovinzen mit einbezog, zu unhandlich geworden, um sie umfassend darzustellen. Eine Lösung bestand darin, die Epoche chronologisch in verschiedene Segmente zu unterteilen. Als Zäsur bot sich das Zeitalter der Tetrarchie an, das politisch, wirtschaftlich und kulturell eine Entwicklung einzuleiten schien, die prägnant von der vermeintlich monoli-

Eine Epoche aus
eigenem Recht

Prinzipat und
Dominat

thischen Prinzipatszeit wegfürte. So wurde der Prinzipat für Mommsen vom »Dominat« abgelöst, in dem die rechtliche Bindung des Princeps der schrankenlosen Herrschaftsgewalt eines absoluten Monarchen gewichen sei; obwohl der Begriff sich im Gegensatz zum »Prinzipat« nicht allgemein durchsetzen konnte und vor allem von der jüngeren Forschung meist abgelehnt wird, haben sich viele Darstellungen die von Mommsen gesetzte Zäsur zu eigen gemacht: Die meisten Abhandlungen zur römischen Kaiserzeit enden noch immer mit dem Zeitalter Diokletians, und das unlängst in der angelsächsischen Altertumswissenschaft erwachte Interesse an der »Spätantike« gab Anlass zu einer ganzen Serie von Überblicksdarstellungen, die den Zeitraum zwischen der Tetrarchie und Justinian (565 n. Chr.) bzw. Herakleios (641 n. Chr.) als eigenständige Epoche abhandeln.

Viele Geschichten
in einer

Ein anderer Zugang besteht darin, die Geschichte des Imperium Romanum nach systematischen Gesichtspunkten zu ordnen und Segmente gleichsam im Längsschnitt darzustellen. Im Mittelpunkt standen hier zunächst – neben der bis ins 20. Jh. eindeutig dominierenden Politik- und Ereignisgeschichte – Aspekte der Rechts- und Verfassungsgeschichte; später rückten dann, unter dem Eindruck der großen sozialen Umwälzungen des 20. Jh., Probleme der Wirtschafts- und Gesellschaftsgeschichte in den Vordergrund; andere Untersuchungen gingen verschiedenen Aspekten der römischen Institutionengeschichte nach. Viel Beachtung fand und findet außerdem, besonders im angelsächsischen Sprachraum, die Geschichte der römischen Armee; in den letzten Jahren ist aber auch die Zahl solcher Studien immens angewachsen, die sich auf Aspekte der Religions- und weiteren Kulturgeschichte, einschließlich der Kunstgeschichte, konzentrieren.

Quellen

Materielle
Zeugnisse

Unser gesamtes Wissen über die Vergangenheit beziehen wir aus Quellen. Quellen sind dabei keineswegs immer Texte. Länger schon als andere historische Teildisziplinen schöpft die Alte Geschichte einen beträchtlichen Teil ihrer Informationen aus materiellen Quellen, seien das nun Bauwerke, Bilder, Münzen, Graffiti, Papyri und Pergamente, Inschriften, sonstige Artefakte, biologische Überreste (sogenannte Ökofakte) oder grundsätzlich Eingriffe des Menschen in seine natürliche Umwelt. Der Bestand dieser Zeugnisse wächst und wächst: Fast täglich kommen neue Funde hinzu; immer wieder zwingen sie die Forschung dazu, sich von sorgsam gehegten Gewissheiten zu verabschieden. So entdeckten im Jahr 2000 ohne Lizenz

operierende Sondengänger beim niedersächsischen Wiershausen Gegenstände, die sie für die Relikte einer mittelalterlichen Burg hielten. Später entpuppten sich die Artefakte als stumme Zeugen einer Schlacht, die auf dem Harzhorn in den 230er Jahren n. Chr. zwischen Römern und Germanen geschlagen wurde. Bis zu dem spektakulären Fund des Schlachtfelds hätten sich Althistoriker in ihren kühnsten Träumen nicht vorstellen können, dass römische Truppen im 3. Jh. n. Chr. so tief auf germanischem Gebiet operierten – und das mit einem Heer, das offenbar mit allen Schikanen römischer Kriegstechnik ausgerüstet war.

Anders als für die römische Kaiserzeit spielt die Archäologie – und allgemeiner: die materielle Kultur – für die Geschichte der Republik nur eine untergeordnete Rolle. Gerade in die Frühzeit haben aber archäologische Zeugnisse ein wenig Licht gebracht, und auch die Eroberung und anschließende Umformung Italiens durch Rom haben im archäologischen Material ihre Spuren hinterlassen, die hier wenigstens zur Sprache kommen sollen. Sonst jedoch dominieren Texte und hier vor allem literarische – genauer: historiographische – Dokumente. Nahezu vollständig erhalten, bis auf eine große Lücke für das 2. Jh. v. Chr., ist die Darstellung des im 3. Jh. n. Chr. auf Griechisch schreibenden, aus Bithynien stammenden Senators Lucius Claudius Cassius Dio Cocceianus. Ihm lagen Nachrichten und Dokumente vor, die heute längst verschollen sind, darunter eine Reihe offiziöser Quellen. Obwohl Dio sich über seine Quellen durchgängig ausschweigt, reflektiert er über den grundsätzlichen Unterschied zwischen republikanischer und kaiserzeitlicher Überlieferung: Während sich Politik in der Republik vor den Augen der Öffentlichkeit abgespielt habe, sei im Prinzipat das meiste geheim gehalten worden. Entsprechend glaubwürdiger sei die republikanische Tradition, resümiert Dio.⁹

Cassius Dio

Die Römer widmeten sich ihrer Geschichte erst relativ spät, unter griechischem Einfluss und partiell an die Griechen gewandt. Der früheste greifbare Vertreter der sogenannten Älteren Annalistik ist der Patrizier und Senator Quintus Fabius Pictor, der gegen Ende des 3. Jh. v. Chr. auf Griechisch seine nur fragmentarisch erhaltenen *Romaiká* verfasste. Stilbildend an dieser Darstellung war die Gliederung der jüngeren Geschichte nach einem annalistischen Schema: nach Amtsjahren der Magistrate. Charakteristisch ist außerdem, dass in Rom die Erzähler und Akteure von Geschichte dieselben Personen waren: Historiographie blieb, bis tief in die Kaiserzeit hinein, im Wesentlichen eine Domäne der politischen Klasse, der Senatoren, die sie selbstverständlich ihrer jeweiligen politischen Agenda unterordneten. In Pictors Fußstapfen trat Anfang des 2. Jh. v. Chr. Mar-

Anfänge der
Historiographie

cus Porcius Cato, der aber Lateinisch schrieb und der Geschichte Italiens insgesamt besondere Bedeutung einräumte. Zudem kehrte er mit seinen in Fragmenten erhaltenen *Origines* – ›Ursprüngen‹ – dem annalistischen Prinzip den Rücken und äußerte sich außer zur politischen Geschichte auch zu sozialen und religiösen Themen. Einen Schwerpunkt seiner Darstellung bilden die *admiranda*: leuchtende Beispiele – *exempla* – vorbildlicher Männer und Taten, die er zur Nachahmung empfiehlt.

Eine römische Besonderheit sind historische Werke in epischer Form, wie sie im 3. und 2. Jh. v. Chr. von Naevius und Ennius verfasst wurden; Naevius kämpfte im Ersten, Ennius war Soldat im Zweiten Punischen Krieg und besang die Taten des Publius Cornelius Scipio Africanus, zu dessen Umfeld er zählte. Soweit feststellbar, wichen die historischen Epen nur der Form, nicht aber dem Inhalt und der Intention nach von den zeitgenössischen Prosawerken ab.

Die Lücke zwischen der Älteren Annalistik und der Zeit der Bürgerkriege schließt die sogenannte Jüngere Annalistik, die sich wesentlich mit der Zeit Sullas beschäftigt und deren Repräsentanten bereits in der Antike der Vorwurf der Parteilichkeit – pro oder contra Sulla – gemacht wurde. Die ausgehende Republik hat schließlich zeitgeschichtliche Dokumente in Hülle und Fülle hervorgebracht. So griffen die politischen Akteure, wie Caesar, Cicero und etwa auch Gaius Asinius Pollio, der Konsul des Jahres 40 v. Chr., entweder selbst zur Feder oder sie hatten Gefolgsleute, die für sie publizistisch tätig wurden. Bereits unter Augustus schrieb der kleinasiatische Grieche Dionysios von Halikarnassos (ca. 54 v. Chr. – 8 n. Chr.), von dessen ab 29 v. Chr. in der Hauptstadt entstandener römischer Geschichte (*Rhomaïke*) nur die erste Hälfte erhalten ist. Obwohl für Dionysios die Geschichte gezielt auf die Großmachtstellung Roms zuläuft, ist er praktisch die einzige Quelle für die Ereignisse zwischen dem Galliersturm und dem Ersten Punischen Krieg.

Auch zwei kaiserzeitliche Texte sind in diesem Zusammenhang bedeutsam: Appians (ca. 90–160 n. Chr.) Geschichtswerk *Rhomaïka* und Plutarchs (ca. 45–125 n. Chr.) *Parallelviten* bedeutender Griechen und Römer, die einen biographischen Zugang zur republikanischen Geschichte eröffnen und auf historisches Material zugreifen konnten, das heute verloren ist. Freilich sagt Plutarch selbst, dass er nicht Geschichte schreiben, sondern »Lebensbilder« von ethisch-exemplarischem Charakter entwerfen wollte.¹⁰ Thema des umfangreichen Oeuvres, das der in der Adoptivkaiserzeit schreibende Appian von Alexandria hinterlassen hat, ist die römische Expansion, von ihren Anfängen bis in Appians unmittelbare Gegenwart.

Literatur der
späten Republik

Appian und
Plutarch

Sein Werk gliedert sich nach geographischen Zusammenhängen, behandelt also etwa die Ereignisse in Spanien (Buch 6), Makedonien (Buch 10) und Pontos (Buch 12). Von besonderer Bedeutung für die späte Republik sind Appians Bürgerkriegsbücher (13–21), die die Ereignisse von Marius bis zur Annexion Ägyptens durch Oktavian zum Gegenstand haben.

Zwei Autoren gebührt außerdem eine eingehendere Würdigung, haben doch ihre klugen Gedanken zur römischen Geschichte und Gesellschaft eine breite Rezeption erfahren, bis heute: dem Griechen Polybios (ca. 200–120 v. Chr.) und dem Römer Sallust (86–35/34 v. Chr.). Ein dritter, der unter Augustus tätige Livius (59 v. Chr. – 17 n. Chr.), verdient schon deshalb Beachtung, weil seine bis in seine unmittelbare Gegenwart reichende römische Geschichte *Ab Urbe condita* (›Seit Gründung der Stadt‹) das Material hergab für Machiavellis berühmte *Discorsi* (entstanden 1513–17): Livius kam aus Patavium (Padua) in der Gallia Cisalpina und gehörte der im Bürgerkrieg aufgewachsenen Generation des ersten Princeps an. Anders als die meisten römischen Historiographen absolvierte er keine senatorische Karriere, sondern verschrieb sich ganz der Geschichtsdarstellung. Sein in annalistischer Tradition stehendes, 142 Bücher zählendes Werk entstand in der nächsten Umgebung des Princeps, dessen finanziell einträglicher Patronage sich Livius erfreute. Vollständig erhalten sind nur die Bücher 1–10 zur römischen Frühzeit und die Bücher 21–44, die vom Anfang des Zweiten Punischen Krieges (218–201 v. Chr.) bis zum Ende des Perseuskrieges 167 v. Chr. reichen, doch geben *periochae*, knappe Inhaltsangaben, immerhin Auskunft darüber, was in den verlorenen Büchern stand. Obwohl Livius wenigstens für die jüngere Geschichte ein gründliches Quellenstudium betrieben hat, fehlt ihm das Wissen des Insiders, so dass sein politisches Urteil oft recht unbedarft wirkt. Offensichtlich zögerte er die Veröffentlichung der letzten, die Zeitgeschichte – *nostra aetas* – nach Caesars Ermordung behandelnden Bücher bis nach Augustus' Tod hinaus, um sich nicht den Zorn des Princeps zuzuziehen.

Livius

Sallusts historisches Œuvre erfreute sich bereits Tacitus' höchster Wertschätzung und gilt noch heute als Meilenstein der politischen Publizistik. Gaius Sallustius Crispus, geboren um 86 v. Chr., stammte aus Aminternum im Sabinerland und schlug zunächst eine senatorische Laufbahn ein: 52 v. Chr. war er Volkstribun und machte sich als Gegner Milos, der im gleichen Jahr den Demagogen Clodius ermordet hatte, einen Namen; 50 v. Chr. verstieß ihn der Zensor Appius Claudius Pulcher aus dem Senat, in den er durch Caesars Protektion 49 v. Chr. wieder einzog. Der Diktator machte ihn auch zum Prokonsul der Provinz Africa nova, des alten

Sallust

Numidien. Caesars Ermordung bedeutete einen Wendepunkt für Sallust, der sich aus der Politik zurückzog und fortan der Geschichtsschreibung verschrieb. In der Einleitung zu seiner 42 v. Chr. entstandenen, ersten historischen Monographie, der *Catilinae coniuratio*, legt Sallust dar, warum er diese Tätigkeit wählte:

Bis nun mein Herz nach vielen Leiden und Gefahren Ruhe gewonnen und ich den Entschluss gefasst hatte, für meine ganze übrige Lebenszeit mich dem Staatsleben völlig zu entziehen, war es nicht meine Absicht, kopflos und faul die schöne Muße zu vergeuden, aber auch nicht mit Ackerbau und Jagd, Verrichtungen für Sklaven, voll Unruhe meine Zeit hinzubringen, sondern ich nahm mir vor, zu meinem erwählten Lieblingsberuf, von dem mich der böse Ehrgeiz abgebracht hatte, zurückzukehren und die Geschichte des römischen Volkes zu schreiben, und zwar in Auswahl, was mir jeweils als das Denkwürdigste erschien; um so mehr als ich innerlich frei war von Hoffnungen, Befürchtungen und staatlichen Parteiinteressen.¹¹

Hier scheint zum ersten Mal das Motiv des vermeintlich unparteiischen Historikers auf, das Tacitus später in die prägnante Formel kleidete, er schreibe *sine ira et studio*: ›ohne Zorn und Eifer‹. Im Mittelpunkt von Sallusts *Catilina* steht der moralische Niedergang der römischen Gesellschaft, den er auch als tieferen Grund für die Verschwörung ansieht. Die Bedeutung Catilinas wird maßlos übersteigert, um den Grad des Sittenverfalls, die ungezügelte Hab- und Machtgier der beteiligten Akteure und das Versagen der republikanischen Ordnung in das vom Autor beabsichtigte düstere Licht zu tauchen. Sallusts zweite Monographie, das *Bellum Iugurthinum*, hat eine ganz ähnliche Stoßrichtung: Hier dient der Krieg gegen den Numiderkönig Jugurtha (111–105 v. Chr.) als Aufhänger, um die moralische Verkommenheit einer von Korruption und schrankenlosem Ehrgeiz unterhöhlten römischen Aristokratie anzuprangern. Noch deutlicher als im *Catilina* unterstreicht der Autor in dieser Schrift, dass die Mission des Historikers, die *memoria rerum gestarum* (die ›Erinnerung an Taten der Vergangenheit‹) vor dem Vergessen zu bewahren, für ihn ein Weg zu *virtus* und *gloria* ist.¹² Nur in Fragmenten erhalten ist Sallusts Hauptwerk, die fünf Bücher *Historiae*. Das zeitgeschichtliche Opus behandelte die Zeit von Sullas Tod bis zum Jahr 67 v. Chr. und war, soweit erkennbar, eine weitere Streitschrift gegen den Sittenverfall, dessen zersetzende Wirkung für Sallust in Sulla symbolisch Gestalt gewann.

Polybios Von den *Historiae* über deren schriftstellerisches Vorbild Cornelius Sisenna sowie den griechischen Philosophen und Historiographen Poseidonios führt eine Traditionslinie zurück zu Polybios, der, aus Arkadi-

en stammend und um 200 v. Chr. geboren, zu einem der Führer des mit Perseus alliierten Achaischen Bundes aufstieg und als solcher nach dem Dritten Makedonischen Krieg (171–168 v. Chr.) nach Rom deportiert wurde, wo er über Lucius Aemilius Paullus Macedonicus Anschluss an dessen Adoptivsohn Scipio Aemilianus fand. Polybios' an sein Vorbild Thukydides angelehntes Hauptwerk ist die 40-bändige, universalhistorisch angelegte ›Geschichte‹ (*Historiai*), die sich auf die Zeit zwischen etwa 220 v. Chr. bis zum Ende des Zweiten Punischen Krieges konzentriert; den Wendepunkt bildet die von Polybios selbst erlebte Schlacht von Pydna (168 v. Chr.), die für den Verfasser endgültig den durch die erste Auseinandersetzung mit Karthago eingeleiteten Aufstieg Roms zur Weltmacht besiegelte. Die Faszination, die von Polybios' ›Geschichte‹ ausstrahlt, verdankt sich ganz wesentlich der analytischen, auf intimer Kenntnis der römischen Institutionen beruhenden Ursachenforschung, durch die der Griechen die Überlegenheit des römischen Staates über die hellenistischen Monarchien zu erklären versucht.¹³

Auch die wichtigsten literarischen Texte zur römischen Kaiserzeit sind schon seit Langem bekannt, vor allem natürlich die römische – lateinische oder griechische – Geschichtsschreibung. Zwei Senatoren prägen unser Bild von der frühen und mittleren Kaiserzeit. Es sind dies der bereits erwähnte Cassius Dio und der rund hundert Jahre ältere Publius Cornelius Tacitus (ca. 55–120 n. Chr.), der unter Trajan schrieb und dessen Markenzeichen ein lakonisch-knapper, aber ungeheuer pointenreicher Stil ist. Sich seinen suggestiven Urteilen zu entziehen, fällt selbst dem kritischen modernen Leser schwer. Zwar reklamiert Tacitus mit einer berühmten Formulierung für sich, er schreibe *sine ira et studio*,¹⁴ doch ist eben das Gegenteil der Fall: Nicht immer subtil, aber mit erheblicher Überzeugungskraft bezieht Tacitus Position: gegen Kaiser wie Tiberius, Nero und Domitian, gegen die angebliche Disziplinlosigkeit der Soldaten, gegen die Masse der stadtrömischen *plebs* – aber stets für die Privilegien der senatorischen Führungsschicht, deren intellektuelles Sprachrohr Tacitus war. Seine beiden Hauptwerke, die *Annalen* und die *Historien*, beide nur in Teilen erhalten, behandeln in der Manier der Annalistik die Zeit zwischen dem Regierungsantritt des Tiberius und Domitians Tod (14–96 n. Chr.); als Quellen lagen dem Autor heute nicht mehr erhaltene historiographische Werke (darunter eine Abhandlung über die Germanenkriege des 79 n. Chr. beim Vesuv-Ausbruch ums Leben gekommenen älteren Plinius und ein Geschichtswerk seines älteren Zeitgenossen, des Senators Domitius Corbulo) sowie Memoiren, Briefe, Senatsprotokolle, die täglich veröffentliche-

Tacitus

ten amtlichen Bekanntmachungen (*acta diurna*), kaiserliche Archivalien (*commentarii principis*) und Inschriften vor. Drei kleine Werke, die Biographie seines Schwiegervaters Agricola, der *Dialogus de oratoribus* und das ethnographische Werk *Germania*, ergänzen das großformatige historiographische Werk.

Ammianus
Marcellinus

Das dritte Hauptwerk, das in seiner Bedeutung für die Geschichte des späteren Rom mit Dios und Tacitus' Darstellungen vergleichbar ist und chronologisch direkt an Tacitus anknüpft, ist die *Römische Geschichte* des Lateinisch schreibenden Antiochener Ammianus Marcellinus (4. Jh. n. Chr.). Sie reicht bis zur Schlacht von Adrianopel (378), unter deren übermächtigem Eindruck Ammianus Marcellinus stand. Nur die Bücher 14–31 sind erhalten – weitgehend der Teil der Geschichte, den der Autor aus eigenem Erleben kannte: Er hatte als Offizier an Julians Perserkrieg 363 teilgenommen und sich danach der Geschichtsschreibung zugewandt. Als Heide sympathisierte Ammianus Marcellinus zwar mit Julians paganer Wende, war aber auch dem Christentum gegenüber durchaus aufgeschlossen.

Biographie

Neben diesen Hauptquellen stehen zahlreiche weitere historiographische, biographische und sonstige literarische Texte, die bestimmte Aspekte der römischen Kaiserzeit ausleuchten: Die bis zu Domitian reichenden Kaiserbiographien Suetons, entstanden im frühen 2. Jh., etwa neigen zwar zum Anekdotischen, enthalten aber doch auch viel Material, das sich an keiner anderen Stelle findet – vor allem zu den Abschnitten des 1. Jh., für die die entsprechenden *Annalen*- und *Historien*-Bücher fehlen. Noch weit problematischer sind die mit Hadrian einsetzenden Biographien der spätantiken *Historia Augusta*, die mitsamt ihrer Datierung Gegenstand zahlreicher, kontrovers geführter Debatten ist und auf die hier nur der Vollständigkeit halber zu verweisen ist. Als ähnlich unzuverlässig gilt das Geschichtswerk des aus Kleinasien oder Syrien stammenden mutmaßlichen Ritters Herodian (erste Hälfte des 3. Jh.) – freilich setzt gerade dieser nicht senatorischen Zirkeln zuzurechnende Autor in seinen Wertungen eigene Akzente, die Manches von den Erschütterungen des 3. Jh. erahnen lassen.

Sonstige
Prosawerke

Zeugen kultureller Umwälzungen sind aber auch die christlichen Autoren, die ab dem 2. Jh. zu einer eigenen Deutung der Historie fanden: Von besonderer Wichtigkeit für das Zeitalter Konstantins des Großen ist das Werk des Kirchenhistorikers Eusebios von Kaisareia (ca. 260–340 n. Chr.); unter den jüdischen Schriften sticht das in griechischer Sprache verfasste Geschichtswerk des Flavius Josephus (ca. 37–100 n. Chr.) hervor, der in Rom unter Domitian unter anderem eine *Geschichte des Jüdischen Krieges* und das chronologisch weit ausholende Werk *Jüdische Altertümer* schrieb.

Beide Werke sind von elementarer Bedeutung, weil sie die gewohnte Sichtweise um eine Perspektive von der römischen Peripherie ergänzen; ähnlich hat auch die *Mischna* (1.–3. Jh.), die rabbinischen Kommentare zum jüdischen Recht, viel Material zum jüdisch-römischen Verhältnis beizusteuern.

Zur nicht im engen Sinne historiographischen Literatur sind weiterhin die biographischen Schriften Plutarchs zu rechnen, wobei die meisten Kaiserbiographien verloren sind; für die Zeit Trajans enthalten die Briefe des jüngeren Plinius (62 – ca. 115 n. Chr.) wertvolle Informationen zur Provinzverwaltung und zum Regierungsstil des Kaisers. So können wir beobachten, wie Plinius, der über direkten Zugang zum Kaiser verfügte, diese Ressource nutzte, um sich bei Trajan für weniger gut aufgestellte Freunde zu verwenden. Per »Maklerpatronage« suchte er ihnen Statusverbesserungen und andere kaiserliche Wohltaten (*beneficia*) zu verschaffen: Plinius erlaubt uns so einen seltenen Einblick in die aus heutiger Sicht mafios anmutenden vertikalen Nahverhältnisse, die den Prinzipat als soziales System zusammenhielten. Mittel der Wahl, um seinen Princeps für sich und seine Ziele einzunehmen, war für den Senator, wie für unzählige seiner Standesgenossen, das »affirmative Fordern«: Der Bittsteller zeichnet, gleichsam in Vorwegnahme der Gewährung, ein idealisiertes Bild vom Adressaten seines Gesuchs, in der Hoffnung, der Gebetene möge sich darum bemühen, dem Ideal zu entsprechen. Mechanismen wie »Maklerpatronage« und »affirmatives Fordern« (Gunnar Seelentag) waren Teil des Erbes, das der Prinzipat von der Republik übernommen hatte, und behaupteten ihre Wirksamkeit bis weit in die Spätantike hinein.

Eine Fundgrube für die Sozial- und Alltagsgeschichte sind schließlich die Dichter der augusteischen Zeit (Ovid, Horaz, Vergil, Propertius, Tibullus) und des 1. und 2. Jh. (Lucan, Martial, Juvenal) sowie Romanciers und Satiriker (Petronius im 1., Lukian von Samosata im 2. Jh.). Besonders für die quellenarme Zeit des 3. Jh. haben außerdem in späteren Werken überlieferte historische Fragmente erheblichen Wert. Zu nennen ist hier insbesondere das Werk des attischen Historikers Publius Herennius Dexippus, der eine Darstellung der Gotenkriege seiner Zeit verfasste (ca. 210–275). Auch die kurzgefassten Geschichtsabrisse der Spätantike (sogenannte Breviarien: Eutrop, Aurelius Victor, Festus, alle 4. Jh.) und byzantinische Geschichtswerke, die heute verlorenes älteres Material auswerten (Zosimos im 5. und 6., Johannes Zonaras im 12. Jh.), sind für diese Periode heranzuziehen. Schließlich beleuchten die in syrischer Sprache verfassten Chroniken aus den Zentren des östlichen Christentums wichtige Aspekte der regionalen Geschichte der römischen Orientprovinzen in Kaiserzeit und Spätantike.

Dichtung

Texte der
Spätantike

So wichtig die literarische Überlieferung ist: Heute wird man keine Geschichte der römischen Welt mehr schreiben wollen, die allein auf textlichen Zeugnissen fußt. Deshalb kommen im Folgenden immer wieder auch die materiellen Hinterlassenschaften Roms und seiner Provinzen zu Wort, die Aufschluss über ganz andere Aspekte der Epoche geben, nicht zuletzt über die Alltagskultur, durch deren Kenntnis die Zeitgenossen für uns erst zu dem werden, was sie schließlich waren: Menschen aus Fleisch und Blut, die lebten, liebten, arbeiteten, wohnten, geboren wurden und schließlich starben.

ERSTER TEIL:

URBS ROMA

Der Legende nach wurde Rom 753 v. Chr. gegründet: »Sieben – fünf – drei, Rom kroch aus dem Ei«, diesen Merkwort lernen noch heute die Kinder in der Schule. Die Archäologen sind sich mittlerweile sicher, dass Rom im 8. Jh. kaum mehr war als ein Hüttendorf, das die Kuppe des Palatin, eines der sieben Hügel Roms, bedeckte. Im 7. Jh. wurde dieses Dorf allmählich zur Stadt; gegen Ende des 6. Jh., so will es wiederum die klassische Überlieferung, entledigten sich die Römer des letzten der sieben Könige, die nacheinander seit Romulus über ihre Stadt geherrscht hatten.

Die Römer der historischen Zeit hatten kaum hieb- und stichfeste Informationen über ihre Ursprünge: Roms reale Geschichte ist verschüttet unter den Trümmern der Jahrhunderte. Nicht erst die Archäologen haben also mit dem Problem zu kämpfen, dass sie jede Information mühsam aus dem Boden unter einer modernen, pulsierenden Stadt klaben müssen – ihre eigene Frühzeit, über die sie keine schriftlichen Aufzeichnungen besaßen, war auch den Römern selbst ein Rätsel. Deshalb – weil am Anfang einer Weltmacht keine historische Leerstelle stehen darf und um die uralte Frage des ›Woher kommen wir?‹ zu beantworten – füllten sie das Vakuum mit Sagen und Legenden, die wiederum aufs Engste mit der römischen Geschichte späterer Jahrhunderte verwoben sind: Die Geschichten um Romulus und Aeneas, um die Sabinerinnen und Tarquinius Superbus beziehen ihren Sinn aus der historischen Realität, in der die Römer der mittleren und späten Republik lebten, zu einer Zeit, als man sich intensiv um die eigene Vergangenheit zu kümmern begann. Schon deshalb darf man den Mythos, die Geschichten um die Geschichte, in einem Buch wie diesem nicht achtlos links liegen lassen. Mythos ist nicht einfach nur das Produkt blühender Fantasie, sondern eine Geschichte, die Gegenwart mit Vergangenheit verklammert und beiden so erst Sinn verleiht. Auch unsere Geschichte fängt mit einem Mythos an: Romulus.

I. Mythos Rom

Am Anfang steht ein Brudermord: Einer der Zwillingbrüder hat soeben eine Stadt gegründet und sein Werk auch gleich mit einem Graben und einem Wall versehen, da springt der andere hohnlachend über das noch kümmerliche Bollwerk. Im spontan hochkochenden Zorn erschlägt der Stadtgründer seinen Bruder. An Roms Mauern klebt Blut. Dabei hat das Brüderpaar, die Zwillinge Romulus und Remus, gemeinsam unzählige Gefahren durchlitten, bevor die Götter Romulus per Vogelflug ein Zeichen senden, dass er zum Gründer der Stadt am Tiber bestimmt sei. Es ist ein Drama um Zurücksetzung, Eifersucht und gekränkten Stolz, das sich hier, an der Stätte des zukünftigen *caput mundi*, entrollt.

Romulus, oder: Wie ein Brudermörder Rom gründet

Alba Longa

Held des Dramas ist Romulus, Spross einer Königssippe aus Latium und erster König von Rom. Die Geschichte um Romulus und Remus beginnt in der Stadt Alba Longa, ungefähr 20 Kilometer südöstlich von Rom, im Gebiet der heutigen Papstresidenz Castel Gandolfo am Albaner See: In Alba Longa herrschen seit Jahrhunderten die Nachkommen des Aeneas, eines Aristokraten aus Troja, der mit einigen Getreuen dem Untergang seiner Vaterstadt entkommen war und nach langer Irrfahrt in den Hügeln von Latium eine neue Heimat gefunden hatte. Hier hat in der nächsten Generation Aeneas' Sohn Julius die Stadt Alba Longa gegründet.¹ Jahrhunderte später entzweit ein Bruderkrieg die örtliche Dynastie: Nach dem Tod des dreizehnten Königs, Proca, tritt dessen ältester Sohn Numitor die Nachfolge an. Numitors jüngerer Bruder Amulius mag sich jedoch mit dem zweiten Rang nicht abfinden: Er putscht gegen seinen Bruder und vertreibt ihn; Rhea Silvia, die Tochter Numitors, macht er zur Vestalin und zwingt sie so zur Ehelosigkeit. Wenig später wird sie vom Kriegsgott Mars vergewaltigt. Auf die Verletzung des Keuschheitsgebots für Vestalinnen stand eine grausame Strafe: Die Frauen wurden lebendig begraben. So geschieht es auch mit Rhea Silvia; die Zwillinge, die sie zur Welt gebracht hat, soll ein Diener ertränken. Den Mann überkommen jedoch Gewissensbisse, und

Romulus
und Remus

so setzt er die Säuglinge in einen Weidenkorb, den die Strömung des Flusses fortreißt.

Der Tiber ist gnädig mit den Zwillingen: Unweit des Palatin schwemmt er ihren Korb an Land. Dort nimmt sich eine Wölfin der beiden Knaben an und säugt sie mit ihrer Milch, wenig später findet der Hirte Faustulus die Kinder, nimmt sie bei sich auf und zieht sie groß. Er nennt die beiden Romulus und Remus. Als Heranwachsende schließen sich die Zwillinge einer Schar vagabundierender Hirten an, zu deren Führungsduo sie alsbald aufsteigen. In der Niederung zwischen Aventin und Palatin gerät ihre Gruppe in Streit mit anderen Hirten: Zankapfel ist Weideland oder Vieh, die verschiedenen Versionen des Mythos sind sich in diesem Punkt nicht ganz einig. Remus wird von den gegnerischen Hirten gefangen genommen und vor ihren Herrn gebracht – der aber ist niemand anderer als Numitor, der von Amulius vertriebene Ex-König von Alba Longa und Großvater der Knaben.

Unterdessen hat Faustulus dem Romulus dessen wahre Identität enthüllt, der sich unverzüglich zu Numitor aufmacht und sich ihm als sein Enkel zu erkennen gibt. Man beschließt, nun gemeinsam gegen Amulius zu kämpfen. Faustulus, der sich ebenfalls zu Numitor begeben hat, wird unterdessen von Amulius' Wachen aufgegriffen und muss nun diesem berichten, was sich seit der Aussetzung der Knaben abgespielt hat. Der listige König schickt Krieger gegen Romulus und Remus aus und sendet nach Numitor, dem jedoch der Plan rechtzeitig hinterbracht wird. So gelingt es Numitor und den Zwillingen, mit einer Kriegerschar in Alba Longa einzudringen, den Palast zu stürmen und Amulius zu töten. Numitor kehrt nach Jahren des Exils auf seinen Thron zurück.

Der dankbare Numitor gestattet Romulus und Remus, an der Stelle ihrer Rettung durch die Wölfin eine neue Stadt zu gründen. Zwischen den Brüdern entbrennt Streit, wem die Leitung des Projekts zustehe. Man einigt sich darauf, ein *augurium* einzuholen, um durch Beobachtung des Vogelfluges den Willen der Götter zu ergründen: Romulus, der zwölf Adler gesehen haben will, reklamiert den Vorrang vor Remus, der nur sechs beobachtet hat. Sofort beginnt Romulus mit den Bauarbeiten, zieht die Furche um die neue Stadt, die sakralrechtlich deren Grenze markierte, und beginnt, einen Graben auszuheben sowie einen Wall anzulegen. Als sein Bruder ihn verspottet und mit einem Satz über seine Stadtbefestigungen springt, ergreift unbändige Wut Besitz von Romulus. Er erschlägt Remus an Ort und Stelle und ruft aus: »So soll es jedem ergehen, der über meine Mauern springt!« Dies trug sich der römischen Überlieferung nach am 21. April 753 v. Chr. zu.[#]

Stadtgründung

Raub der
Sabinerinnen

Die neue Stadt, Rom, unter ihrem König Romulus zieht bald allerlei Abenteurer und Heimatlose an, hauptsächlich Exilanten aus anderen Städten. Rasch wächst sie zu einem stattlichen Gemeinwesen heran, dem es jedoch, um aus eigener Kraft wachsen zu können, an einer wesentlichen Komponente gebricht: Weibsvolk ist nicht dazu zu bewegen, sich in der Männerdomäne am Tiber niederzulassen. Um das Junggesellendasein nicht zum Dauerzustand werden zu lassen und ihrer Stadt eine Perspektive für die Zukunft zu schaffen, greifen die Römer zu einer List: Sie laden die Bewohner der umliegenden Städte samt ihrem Familienanhang zu einem großen Wettkampf ein, um sich, durch langen Zölibat entwöhnt, auf dem Höhepunkt des Festes auf alle Jungfrauen zu stürzen, derer sie habhaft werden können. Die meisten von ihnen gehörten dem Mythos nach dem Volksstamm der Sabiner an, deshalb ging die Episode als ›Raub der Sabinerinnen‹ in die römische Geschichte ein.

Damit hat es allerdings noch nicht sein Bewenden: Die Betrogenen rüsten zum Gegenschlag; indes versäumen sie es, ihre Angriffe auf Rom miteinander abzustimmen, und so erringen die Römer leichte Siege über die Bewohner der nahen Städte Caenina, Antemnae und Crustumerium, die sie kurzerhand annektieren. Gefährlicher sind die Sabiner selbst unter ihrem König Titus Tatius: Sie nehmen, ermöglicht durch den Verrat der treulosen Vestalin Tarpeia, das Kapitol ein und liefern sich einen zähen Straßenkampf mit den Römern. Als das blutige Treiben seinem Höhepunkt zustrebt, werfen sich die sabinischen Frauen zwischen die Angreifer und die Römer, die ja jetzt schließlich ihre Ehemänner sind; es gelingt ihnen, dem Gemetzel Einhalt zu gebieten und Frieden zwischen Römern und Sabinern zu stiften. Romulus und Titus Tatius teilen sich daraufhin die Herrschaft über beide Völker, die allmählich zusammenwachsen. So geht der Volksname der Sabiner – *Quirites* – auf die Römer über. Romulus kommt indes bald wieder in den Genuss der ungeteilten Herrschaft, weil der Sabinerkönig einem Mordanschlag in Lavinium zum Opfer fällt.

38 lange Jahre dauert die Herrschaft des Gründervaters – Jahre, in denen er seinen militärischen Ruhm mehrt und das Territorium der Stadt zielstrebig erweitert. Allerdings wird Romulus gegen Ende seines Lebens immer selbstherrlicher; er legt sich eine Leibwache zu und provoziert so Verbitterung bei den Senatoren, welche die einflussreichen Geschlechter vertreten. Eines Tages, Romulus mustert gerade das Heer auf dem nördlich an Rom angrenzenden Marsfeld, kommt plötzlich ein Unwetter auf und Nebel verhüllt den König. Als er sich verzogen hat, ist der Thron leer, Romulus verschwunden. Wurde er zu den Göttern entrückt? Oder haben

sich die Senatoren in einem günstigen Moment des unbequem werdenden Herrschers entledigt?

Geschichte und Mythos

Die Erzählung um Romulus hat ein offenes Ende. Das trifft sich gut, denn so lässt die Gestalt verschiedene Deutungen zu. Selbstverständlich entstand die Geschichte nicht im zeitgenössischen Umfeld der römischen Frühzeit: Es hieße die Natur des Mythos zu verkennen, suchte man in ihm nach dem sprichwörtlichen Körnchen historischer Wahrheit, das sich – vielleicht – durch mündliche Erzählungen über die Jahrhunderte gerettet haben könnte. Der Romulus-Mythos ist das Produkt einer viel späteren Zeit und er entstand nicht von heute auf morgen. Generationen haben sich die Geschichte in immer neuen Varianten erzählt, bis schließlich eine kanonische Fassung entstanden war, die allgemein akzeptiert wurde.

Diese kanonische Fassung lässt sich heute im Wesentlichen in zwei Berichten nachlesen: dem bis in die frühaugusteische Zeit reichenden Geschichtswerk des Historikers Livius und den *Römischen Altertümern* (*Rhomaïke*) seines griechischen Zeitgenossen Dionysios von Halikarnassos, die die Zeit bis zum Ersten Punischen Krieg behandeln. Livius und Dionysios schöpften ihrerseits aus älteren, heute größtenteils verlorenen oder nur fragmentarisch erhaltenen Werken. Die Vertreter dieser Tradition bedienten sich typischerweise einer Gattung, die das Geschehen jahresweise gliedert und ihren Ursprung im offiziellen Jahreskalender hatte, in dem Werk-, Fest- und Gerichtstage verzeichnet waren; allmählich entstand daraus eine regelrechte Chronik, die auch politische Nachrichten festhielt. Weil sie an die Struktur der kalendarischen Chronik anknüpften, wurden die frühen Geschichtswerke – wie auch das viel spätere Geschichtswerk des kaiserzeitlichen Historiographen Tacitus – *annales* (›Jahrbücher‹) genannt. Aus diesem Grund spricht die Forschung, wenn sie sich auf die Vertreter dieser frühen römischen Historiographie bezieht, von der ›annalistischen Tradition‹ – gemeint ist damit eine uns nur in Bruchstücken vorliegende Überlieferung, die in der Mitte des 2. Jh. v. Chr. mit Lucius Calpurnius Piso Frugi, einem Senator und Zeitgenossen der Gracchen, einsetzte und deren Träger vornehme Römer (Senatoren) blieben. Die römische Geschichtsschreibung reicht jedoch noch weiter zurück, bis zu Quintus Fabius Pictor, einem Griechisch schreibenden, um 201 v. Chr. gestorbenen Senator. Dem fragmentarischen Charakter dieser Überlieferung zum Trotz ist unschwer

Schriftliche
Überlieferung

zu erkennen, dass der Kern der römischen Frühgeschichte bereits ›fertig‹ war, als Fabius Pictor zur Feder griff.

Auch Fabius Pictor und die Annalistik konnten sich also auf älteres Material stützen: Es gab die Berichte griechischer Historiographen der spätklassischen und hellenistischen Zeit, wie Theopompos von Chios (gest. nach 323 v. Chr.) und Hieronymos von Kardia (gest. ca. 250 v. Chr.), außerdem die Aufzeichnungen römischer Priester, vor allem der *pontifices maximi (annales maximi)*, die Archive der *gentes*, der großen Familien Roms, und schließlich den reichen Schatz mündlicher Überlieferung. Diese Überlieferungsstränge sind samt und sonders mit Problemen behaftet: Die griechischen Geschichtsschreiber interessierten sich nur am Rande für das entlegene Italien und seine Völker; darüber, was in den Priesterannalen stand, lässt sich trefflich spekulieren, doch werden sich die religiösen Amtsträger am ehesten für Ereignisse interessiert haben, die für ihren Dienstgebrauch relevant waren; die Familienchroniken werden kaum weniger einseitig gewesen sein. Und mündliche Berichte – der weite Sektor der in der Wissenschaft so genannten *oral tradition* – bereiten ihre ganz eigenen Schwierigkeiten, die einen näheren Blick lohnen.

oral tradition

Vergangenheit wird nicht um ihrer selbst willen erinnert; wer Geschichte dokumentiert, erzählt, schreibt, hat zwangsläufig seine eigene Gegenwart im Blick – auch dieses Buch richtet sich ja an ein Publikum des 21. Jh. Geschichte beantwortet, uns wie den alten Römern, die uralten Fragen nach der eigenen Identität: ›Wer sind wir?‹, ›Woher kommen wir?‹ Insofern ist die Grenze zwischen Geschichte und Mythos fließend: In beiden Fällen handelt es sich um Erzählungen mit Anfang und Ende, einer Handlung, Akteuren und einem Schauplatz, die einen Bezug zur Gegenwart ihrer Urheber haben. Anders als Geschichte, die sich auf Quellen und recherchierbare Fakten – Material also – stützen muss und schriftlicher Fixierung bedarf, entsteht Mythos jedoch durch freie Assoziation und *oral tradition*; er ist dynamisch und lebt in unzähligen Varianten. Mythos verdankt seine Existenz dem Bedürfnis, die Gegenwart durch die Vergangenheit zu fundieren, zu erklären und zu legitimieren. So werden Namen und Begriffe qua Mythos in der Geschichte verankert und an Geschichten geknüpft – man spricht hier von Aitiologien. Als sogenannte *charter myths* können Mythen Rituale, Normen, Institutionen und Ansprüche der Gegenwart aus der Vergangenheit herleiten; sie können etwa dann präsentiert werden, wenn das ehrwürdige Alter einer Stadt bekräftigt oder Forderungen einer Gruppe gegen eine andere untermauert werden sollen. Mythen können – bewusst oder unbewusst – instrumentalisiert werden, um die

Aitiologie

Vergangenheit umzudeuten, ihr einen (neuen) Sinn zu geben bzw. sie für die eigene Gegenwart nutzbar zu machen.

Da der Ursprung der eigenen Gruppe ein Problem ist, das alle Gesellschaften seit frühester Zeit beschäftigt, gehören Gründungs- und Ursprungssagen zu den häufigsten mythischen Erzählungen. Typischerweise verknüpfen solche Erzählungen die ferne Vergangenheit über Familienstammbäume mit der Gegenwart, um so die Fiktion ungebrochener Kontinuität genealogisch zu illustrieren. Oft versinnbildlichen Genealogien auch – wie im *Alten Testament* – die empfundene Nähe zwischen (ethnischen) Gruppen, die dann entsprechend als nahes Verwandtschaftsverhältnis abgebildet wird.

In jedem Fall schlagen die genealogischen Konstruktionen des Mythos eine Brücke über jene Lücke, die man als *floating gap* bezeichnet, wobei die vergleichende Untersuchung von *oral tradition* gezeigt hat, dass Gesellschaften, deren kollektives Gedächtnis von mündlicher Überlieferung abhängt, verschiedene Erinnerungsmodi haben: Eine Periode, die etwa 80 Jahre in die Vergangenheit zurückreicht, wird lebendig und detailreich erinnert; weiter zurückliegende Ereignisse verblassen im historischen Gedächtnis und verschwimmen zu einem Dunklen Zeitalter, während noch weiter Zurückliegendes wiederum in leuchtenden Farben wahrgenommen wird. Subjektiv gibt es das Dunkle Zeitalter für die entsprechende Gruppe freilich nicht: Für sie stößt die durch den Mythos belebte und durch ständiges Wiedererzählen kanonisierte Vergangenheit unmittelbar an das historische Gedächtnis; zusammengehalten wird das Kontinuum erinnerter Vergangenheit durch die ungebrochene Kette der Genealogie.

floating gap

Die Romulus-Sage präsentiert sich demnach als geradezu prototypischer Gründungsmythos. Sie erklärt aitiologisch die Herkunft obskurer Ortsnamen und Rituale: Die Wölfin (*lupa*) etwa knüpft an die heilige Grotte (*lupercal*) am Fuß des Palatin an, die wiederum Schauplatz eines Reinigungs- und Sühneritus war, der im Rahmen der ›Lupercalien‹ zelebriert wurde, eines in Rom populären, am 15. Februar gefeierten Festes; der Handlungsstrang um Tarpeia, die verräterische Vestalin, die den Sabinern Zugang zum Kapitol verschafft, nimmt Bezug auf das *Tarpeium saxum*, den Tarpeischen Felsen, eine Klippe auf dem Kapitol, von der in historischer Zeit zum Tode Verurteilte in die Tiefe gestürzt wurden. Vor allem aber steckt in Romulus natürlich der Name der Tiberstadt selbst, dessen womöglich etruskische Etymologie, die sich vielleicht von dem Geschlecht der Rumina ableitete, längst in Vergessenheit geraten war. Episoden wie der Raub der Sabinerinnen und die Ermordung des Sabinerkönigs Titus

Tatius nehmen das ambivalente Verhältnis Roms zu seinen Nachbargemeinden vorweg: Mit ihnen war die Tiberstadt in einem Bündnissystem, dem Latinerbund, vereint, in dem jedoch wiederholt Konflikte aufbrachen. Schließlich liefert der Mythos auch eine Erklärung für den Beinamen, den die Römer sich für besonders weihevollen Anlässe zugelegt hatten: ›Quiriten‹ – auf diesen Namen hörten vor der Verschmelzung mit den Sabinern des Titus Tatius dessen Leute.

Mythos und
Geschichte

Die Welt, in die uns der Mythos entführt, ist gleichzeitig voll von Anklängen an die historische Zeit Roms: Das Latium, in dem Romulus und Remus aufwachsen, ist die Domäne von Hirten – rohen Gesellen, die sich um das liebe Vieh heftige Kämpfe liefern. Eine Gegenwelt repräsentiert Alba Longa, die Stadt, aus der Amulius Numitor und seine beiden Enkel vertrieben hat. Beide Welten berühren sich nur punktuell. Hirtennomaden waren in Italien auch in Republik und Kaiserzeit immer präsent; sie lebten in weitgehender Isolation und kamen nur selten mit städtischer Zivilisation in Kontakt. Dennoch werden sie, als Gefolgsleute des Romulus, zu Gründern einer Stadt, einer Stadt zumal, die bereits in der Frühphase ihrer Existenz über eine erstaunlich entwickelte Staatlichkeit verfügt: Wir erfahren vom Festungskommandanten auf dem Kapitol, dem Vater Tarpeias, und am Ende von Romulus' Regierungszeit geben sich Senatoren ein Stelldichein – so als sei das Institutionengeflecht der Republik bereits kurz nach der Stadtgründung fertig ausgebildet gewesen. Bei der allmählichen Ausformung des Mythos schlichen sich unweigerlich Unstimmigkeiten ein.

Romulus stand für die Römer am Anfang ihrer staatlichen Tradition. Er war ein Gründerheros wie ihn auch viele griechische Städte kannten, nicht zuletzt die Kolonien in Unteritalien. Als solcher war er Quell von Autorität und Legitimität, aber auch ein Kulturbringer, der die Hirten und Heimatlosen, die Rom bevölkerten, mit der urbanen Tradition von Alba Longa verknüpfte. Die übernatürliche Zeugung der Zwillingbrüder, ihre Aussetzung, das rettende Eingreifen eines Tieres und die Aufzucht durch Personen, die heute als sozial Schwache gelten würden – Hirten, Fischer, Gärtner –, sind typische Versatzstücke, die kulturübergreifend in zahllosen Varianten Bestandteile von Kulturbringermythen wurden: Moses, Oedipus, Semiramis, der persische König Kyros, Jesus – sie alle teilten ein ähnliches Schicksal; Moses und Kyros wurden sogar, wie Romulus und Remus, in einem Korb auf dem Wasser ausgesetzt. Solche Mythen haben nicht unbedingt alle einen gemeinsamen Ursprung: Eher sind sie dem Bedürfnis zu verdanken, Gründerheroen von außerordentlicher Statur unter außergewöhnlichen Umständen aufwachsen zu lassen.

Und doch war ihr erster König für die Römer keine ganz unproblematische Figur: So wie die Gründung Roms durch Romulus die Ursprungslegende der Stadt darstellt, konstituiert der Sturz der Monarchie – der Sage nach 509 v. Chr., im selben Jahr wie der Tyrannensturz in Athen – mythisch die Republik. Deren Freiheitsbegriff schloss das monarchische Regime eines Einzelnen strikt aus – noch Caesar kostete das schiere Gerücht, er strebe nach dem Königtum, das Leben. Hieraus erklärt sich die Ambivalenz des Romulus, die deutlich in den Ereignissen um sein Ende Konturen gewinnt: Dieser Romulus, dessen Machtanspruch nicht einmal vor Familienmitgliedern haltmacht, ist unverkennbar ein Reflex auf die Wirren der ausgehenden Republik, als einzelne Aristokraten mehr oder weniger unverhohlen nach der ungeteilten Macht im Staate strebten.

Aeneas, oder: Wie Pflichtbewusstsein Geschichte macht

Romulus kommt im historischen Gedächtnis der Römer nicht das alleinige Privileg zu, der Gründer Roms zu sein; er teilt die Qualität des Kulturbringers wenigstens mit drei anderen Gestalten, von denen Aeneas die wichtigste ist. Aeneas hat gewissermaßen drei Leben: als troischer Held, als irrfahrender Flüchtling und als Siedler in Latium.

In der homerischen *Ilias* (8. Jh. v. Chr.) steht Aineias – so sein griechischer Name – in der zweiten Reihe der großen Helden. Er entstammt einer Nebenlinie des Herrscherhauses von Troja und ist Anführer der Dardaner, die stammverwandt mit den Troern und ihre Alliierten im Krieg gegen die Griechen sind. Aineias, nach Hektor der stärkste der troischen Kämpfer, unterliegt im Kampf gegen Diomedes, wird aber von Apollon entrückt und kommt so mit dem Leben davon. An einer Stelle der *Ilias* wird Aineias die Herrschaft über Troja verheißen: Dereinst werde »des Aineias Gewalt die Troer beherrschen / Und die Kindeskinde, die später noch werden geboren«. ³ Die Generationen nach Homer strickten unermüdlich weiter am Aineias-Mythos: Dem Helden gelingt es, aus dem brennenden Troja zu entkommen, gemeinsam mit seinem kleinen Sohn Askanios und Anchises, seinem Vater, sowie dem Palladion, einem hölzernen Bild der Göttin Athena, allerdings unter Zurücklassung seiner Gattin Krëusa. Ähnlich dem griechischen Helden Odysseus wurde er bald zum Kreis der *nostoi* gezählt – jener Veteranen des Trojanischen Krieges, die, meist über ungezählte Irrfahrten, zu-

Homer

rück in ihre Heimat gelangen. Für Aineias, den Helden der unterlegenen Seite, gibt es freilich keine Heimat mehr, und so muss eine neue gefunden werden. Der erste, der Aineias mit dem Westen des Mittelmeers in Verbindung brachte, war Stesichoros, ein Dichter aus der sizilischen Stadt Himera, der um 550 v. Chr. schrieb. Um 400 v. Chr. kam schließlich der Gedanke auf, der troische Held stehe auch mit der Gründung Roms in Zusammenhang, das zu diesem Zeitpunkt allmählich in den Gesichtskreis der Griechen rückte. Noch etwas später, im späten 4. Jh., tauchte eine Version auf, nach der Aineias der Vater eines Rhomulos sei, von dem wiederum ein gewisser Rhomos abstamme, der Rom gegründet habe.

Solches Legendenmaterial bot den Römern den idealen Anknüpfungspunkt, um ihren Standort in der weiteren – durch die griechischen Sagenkreise abgesteckten – Welt zu bestimmen. Ähnlich nutzten unzählige Ethnien rund ums Mittelmeer den Mythos, um selbst in der hellenischen Oikumene Fuß zu fassen. Mit dem Troer Aineias/Aeneas grenzte man sich allerdings auch mit unmissverständlicher Deutlichkeit von den Griechen ab, schließlich war Troja von den Griechen vernichtet worden. Ende des 3. Jh. v. Chr., als die römische Historiographie ihre ersten Gehversuche unternahm, gehörte der Aeneas-Mythos bereits zum festen Inventar der Gründungssage. Dennoch blieb er gleichsam ›flüssig‹: Die Fassungen, die Fabius Pictor, Cassius Hemina und der ältere Cato – deren Werke lediglich fragmentarisch überdauert haben – überlieferten, weichen in vielen Punkten voneinander ab. Immer elaborierter wurden die Erzählungen, immer mehr Details und Charaktere kamen hinzu: der einheimische König Latinus mit seiner Tochter Lavinia, die Aeneas zur Frau nimmt; der feindliche Rutuler-König Turnus, der mit Aeneas um Lavinia buhlt; die lange Reihe der Könige von Alba Longa, allesamt recht blasse Persönlichkeiten, mit denen der Mythos die Lücke zwischen der fernen Vergangenheit des Trojanischen Krieges und der nicht ganz so fernen eigentlichen Stadtgründung schließt. Die historischen Wegmarken der republikanischen Geschichten hinterließen unweigerlich ihre Spuren im Aeneas-Mythos: das ambivalente Verhältnis zu den Latinern, die Auseinandersetzung mit den Völkerschaften Mittelitaliens, der Kontakt mit der griechischen Welt, schließlich der Jahrhundertkonflikt mit Karthago und den Mächten des hellenistischen Ostens; sie alle wurden in der Sage verarbeitet. Ihre kanonische Reife erlangte die Legende unter dem Mann, mit dem die Republik endete und der sich selbst zu einem neuen Gründer Roms stilisierte: Octavianus Augustus.

Die *Aeneis*, Vergils monumentales, doch unvollendet gebliebenes Epos, entstand ab 29 v. Chr. – also wenige Jahre nach Oktavians Endsieg

über Marcus Antonius bei Actium. Augustus selbst begleitete den Schaffensprozess des Dichters mit regem Interesse und verhinderte nach Vergils Tod die Vernichtung des Torsos. Dennoch ginge es zu weit, von einem ›Propagandawerk‹ zu sprechen: Die *Aeneis* ist ein höchst vielschichtiges Gesamtkunstwerk, das zwar »mit kühnem spekulativen Griff« (Manfred Fuhrmann) die gesamte Geschichte seit Aeneas gezielt auf die Gründung Roms und letztlich das goldene Zeitalter des Augustus hinauslaufen lässt, aber nicht auf diese eine Dimension zu reduzieren ist. Das Epos beginnt mit der Landung des Helden und seiner Getreuen an der Küste Nordafrikas, unweit Karthagos, wo Aeneas bei der Königin Dido gastliche Aufnahme findet. An ihrem Hofe berichtet er von seinen Abenteuern seit dem Ende Trojas, von seiner Irrfahrt, die ihn über Thrakien, Delos, Kreta und Actium – den Schauplatz der Entscheidungsschlacht zwischen Augustus und Marcus Antonius – schließlich nach Sizilien und von dort nach Karthago geführt hat. Dido verliebt sich in den Troer, der zunächst der Versuchung nachgibt, dann aber – eindringlich vom Götterboten Merkur an seine Mission erinnert – bei Nacht und Nebel Karthago verlässt, um nach Italien aufzubrechen. Die tief verletzte Königin gibt sich daraufhin den Tod, nicht ohne im Sterben Aeneas und seine Nachkommen zu verfluchen. Über Sizilien, wo Aeneas Spiele für seinen inzwischen verstorbenen Vater veranstaltet, erreicht der Held schließlich das ihm verheißene Italien. In Cumae gewährt ihm die Sibylle Zutritt zur Unterwelt: Anchises enthüllt dem staunenden Sohn hier die künftige Größe Roms. Wenig später landet Aeneas in Latium, wo ihn der König Latinus freundlich aufnimmt und ihm die Hand seiner Tochter Lavinia verspricht. Über Lavinia entbrennt ein Streit mit dem Rutulerfürsten Turnus; nach wechselvollen Kämpfen kann Aeneas, der von dem Griechen Euander und den Etruskern unterstützt wird, Turnus schließlich im Zweikampf besiegen, doch hat der Triumph einen bitteren Beigeschmack: Der Held, der bis dahin als Musterbeispiel römischen Pflichtbewusstseins (*pietas*) erscheint, verliert im Showdown gegen Turnus die Beherrschung und entbrennt wie sein Gegner in wildem Zorn (*furor*).

Vergil

Brücken zwischen mythischer Vergangenheit und augusteischer Gegenwart schlagen in der *Aeneis* die Prophezeiungen: Gleich dreimal wird im Epos eine Zukunft enthüllt, die für die Leser natürlich Gegenwart oder gar schon Vergangenheit ist. Bereits im ersten Gesang verkündet Jupiter seiner Tochter Venus, der Mutter des Aeneas, die über ihren Sohn zur Stammutter der Römer werden sollte, dass ihre Nachkommen dereinst über ein *imperium sine fine*, ein ›Reich ohne Grenzen‹, gebieten würden.

imperium sine fine

Wie einen Film im Zeitraffer lässt der Göttervater hier die Geschichte der *gens togata*, des ›Volkes in der Toga‹, ablaufen, von Romulus über die Punischen Kriege bis hin zu jenem »trojanischen Caesar«, dem Julius, der »bis zum Ozean führt das Reich, den Ruhm zu den Sternen.« Gemeint ist, natürlich, niemand anderes als Augustus, der durch Caesar in die *gens Iulia* hineinadoptiert worden war, die ihren Ursprung wiederum über Julius-Askanios und Aeneas bis auf Venus zurückführte. Aeneas, der Fromme, der gottesfürchtige Held des Epos, steht von da an in der Pflicht: Er hat den Setzling zu pflanzen, aus dem dereinst der mächtige Stamm der Römer sprießen soll.⁴

Seine ›Höllenfahrt‹ im sechsten Gesang führt Aeneas mit seinem toten Vater Anchises zusammen, der ihm die Galerie der noch nicht geborenen Helden Roms präsentiert: Romulus, die tarquinischen Könige, den Befreier Brutus, Camillus, »den Wiederbringer der Fahnen«, die Scipionen und, unweigerlich, Augustus höchstselbst. Nachdem Aeneas dieses Panoptikum römischer Größe geschaut hat, geleitet sein Vater ihn zum Ausgang. Zwei Pforten führen aus der Unterwelt: eine aus Horn, durch welche die echten Visionen entweichen, und eine aus Elfenbein, »hier versenden die Manen zur Welt die falschen Gesichte« – durch diese Traumpforte schickt Anchises seinen Sprössling. War also alles nur ein Hirngespinnst? Die Stelle gibt unlösbare Rätsel auf: Übt der Dichter hier klammheimlich Kritik an der augusteischen Staatsräson? Oder verlässt Aeneas die Unterwelt durch die Pforte der falschen Prophezeiungen, weil seine Begegnung mit Anchises für sein weiteres Handeln letztlich folgenlos bleibt? Wir wüssten es allzu gerne.⁵

Die dritte Prophezeiung ist eigentlich ein Bild: Venus überreicht ihrem Sohn einen Schild, auf dem Szenen aus der römischen Geschichte dargestellt sind. Angelehnt ist diese Ekphrasis an die berühmte Beschreibung von Achills Schild im 18. Gesang der *Ilias*. So wie Achills Schild ein Abbild des Kosmos ist, so veranschaulicht der Schild, den Aeneas aus der Hand seiner Mutter empfängt, das Wachsen der römischen Welt, von kleinen Anfängen unter Romulus bis zum Weltreich unter Augustus: »Hier war Caesar Augustus, zur Schlacht die Italer führend, / Samt den Vätern, dem Volk, den Penaten und waltenden Göttern, / Stehend auf hohem Verdeck; ihm sprühen um die lachenden Schläfen / Doppelte Flammen, ihm glänzt das Vatergestirn auf dem Scheitel« – das Bild des Siegers von Actium war Vergils Publikum bestens vertraut, schließlich lag die Schlacht vor der Einfahrt zum Golf von Ambrakia erst wenige Jahre zurück, als Vergil seine *Aeneis* schrieb. Schluss- und Kulminationspunkt der Szenenfolge ist der dreifache

Aeneas und
Augustus

Triumphzug, den Augustus nach seiner Rückkehr nach Rom im Sommer 29 v. Chr. feierte: »Alle Straßen ertönten von Spiel und Jubel und Freude.«⁶

Außer Aeneas und Romulus spielten noch zwei weitere Gestalten die Rolle des mythischen Zivilisationsbringers für Rom: Euander, der arkadische Königssohn und Bundesgenosse des Aeneas gegen Turnus, und Herakles, für die Römer Herkules, der Rom besucht, nachdem er die Rinderherde des Riesen Geryon gestohlen hat.⁷ In einer Höhle am Fuß des Palatin lebt der riesenhafte Räuber Cacus (von griech. *kakós* – »schlecht«), der die gesamte Gegend tyrannisiert. Cacus stiehlt einige der Rinder, wobei er sie am Schwanz rückwärts zieht, um unerkannt zu bleiben. Herkules ist diesmal nicht der Räuber, sondern der Gendarm: Er kommt Cacus auf die Schliche und erschlägt ihn, worauf ihm die dankbaren Bewohner Latiums, angeführt von Euander, Altäre errichten. Herkules galt als Wegbereiter des Handels; Euander wurde die Einführung des griechischen Alphabets in Latium zugeschrieben. Beide Heroen wirkten als Kulturstifter und beide verbanden, wie Aeneas, die Emporkömmlinge vom Tiber mit der älteren, traditions- und prestigereichereren griechischen Welt.

Herkules und
Euander

II. Grundstrukturen

Zahllose Umbrüche begleiteten die fast anderthalbtausendjährige Geschichte Roms von der Gründung der Stadt bis zur Spätantike. Rom erfand sich gewissermaßen immer wieder neu, um sich an eine gewandelte Umwelt, neue historische Herausforderungen anzupassen: die Ständekämpfe, der Kollaps der Republik und die Aufrichtung des Prinzipats durch Augustus, die Wirren des 3. Jh. n. Chr. und die Christianisierung in der Spätantike – sie alle erschütterten die römische Welt in ihren Grundfesten und hinterließen tiefe Spuren im kollektiven Gedächtnis. Dennoch kennzeichnete ein bemerkenswerter Konservatismus die römische Gesellschaft: Bestimmte Kernelemente des privaten und öffentlichen Lebens blieben, bei allem Wandel, über Jahrhunderte hinweg konstant oder veränderten sich nur äußerst langsam.

Das Besondere der römischen Geschichtskultur, auch im Vergleich zu anderen antiken Gesellschaften, liegt darin, dass die Traditionen, die gleichsam den Grundstock römischer Identität ausmachten, im *mos maiorum* verkapselt waren, was wörtlich ›Sitte der Vorfahren‹ bedeutet und das gesamte Inventar an Gebräuchen, Normen und Handlungsmustern bezeichnet, das von der Vergangenheit auf die jeweilige Gegenwart gekommen war. In den *mos* ging die Summe von Exempeln und Erfahrungen der Vergangenheit ein. Das heißt nicht, dass er unwandelbar gewesen wäre: Natürlich definierte jede Generation den Inhalt des *mos maiorum* neu, aber seine Konstruktion setzte stets jeden Einzelnen zum »überzeitlichen Ganzen der *res publica*« (Uwe Walter) in Beziehung. Er war damit Leitfaden des Handelns und legitimierende Instanz zugleich.

Die politische Dimension des *mos maiorum* gewann Substanz in der ›Verfassung‹ der Republik, in der das Ineinandergreifen von konservativem Beharren und evolutionärer Adaption besonders deutlich wird, doch strahlte er kraftvoll auch in private und semi-private Bereiche des römischen Lebens aus, die diese Darstellung nicht aussparen möchte.¹ Die folgenden Querschnitte behandeln deshalb Felder, die, ohne dass sie im engen Sinne politisch sind, doch für die römische Geschichte enorme Wirkungsmächtigkeit besaßen: Familie, Wirtschaft, Religion, Kultur – Aspekte der historischen *totalité*, die in den nachfolgenden Kapiteln, gemessen an ihrer Bedeutung, chronisch zu kurz kommen.

Familia

2 v. Chr. traf auf der kleinen, dem südlichen Latium vorgelagerten Insel Pandateria (Ventotene) eine Frau ein: Sie hatte das heimatliche Rom verlassen müssen, weil ihr Vater es so gewollt hatte. Ihr Vater, das war Augustus, seit fast 30 Jahren unumschränkter Herrscher über das römische Imperium, der seine Tochter Julia, damals Mitte 30, mit dem Exil auf dem Eiland bestraft hatte, weil sie, wie es hieß, nicht das züchtige Leben einer römischen Matrone geführt hatte. »Nachdem Julia verbannt worden war, untersagte er ihr den Genuss von Wein und jede Form des Luxus. Auch erlaubte er keinem Mann, ob Sklave oder frei, sich ihr ohne seine ausdrückliche Erlaubnis zu nähern; und auch dann nur, wenn er zuvor über seine Statur, Gesichtsfarbe, ja sogar über Male und Narben auf seinem Körper unterrichtet worden war«, berichtet Sueton. Weiter heißt es in der Augustus-Vita:

Der Fall Julia

Erst fünf Jahre später brachte er sie von der Insel aufs Festland und behandelte sie etwas weniger streng. Aber er konnte es auf keinen Fall über sich bringen, sie ganz zurückzurufen, und nachdem die Römer sich mehrfach und mit Nachdruck für sie eingesetzt hatten, rief er in aller Öffentlichkeit die Götter an, um ihnen ebensolche Töchter und Ehefrauen an den Hals zu wünschen.²

Augustus war der mächtigste Mann der römischen Welt, aber seiner Tochter gegenüber handelte er nicht als Kaiser, sondern als Familienoberhaupt, als *pater familias*. Weit mehr als ein moderner Haushaltsvorstand war der römische Familienvater unbeschränkter Herr und Richter über seine Angehörigen, was seine nächsten Verwandten, Sklaven, Freigelassene sowie alle Nachkommen in männlicher Linie einschloss. Die Gesamtheit dieser Menschen bildete die *familia*, die ganz und gar der Autorität des *pater familias* unterstand: Das Gemeinwesen hatte an ihn die unbeschränkte Rechtsgewalt, die *patria potestas*, über alle Mitglieder des Haushalts delegiert, einschließlich des Rechts, Sklaven und selbst Familienangehörige mit dem Tod zu strafen. Ein volljähriger Sohn, dessen Vater noch lebte, war nicht geschäftsfähig; selbst wenn er es bis zum Konsul gebracht haben sollte, besaß er noch immer nur ein *peculium*, ein ›Taschengeld‹, das der Verfügungsmacht des Vaters unterstand. Erst mit dem Tod des *pater familias* wurden dessen Söhne in ihrer je eigenen *domus*, ihrem ›Haus‹, selbst zu Familienoberhäuptern; dort herrschte dann dieselbe Hausvatergewalt. Weibliche Nachkommen gingen mit der Heirat in die *familia* ihres Ehemannes ein.

pater familias

Ehe Die Institution, die die *familia* zusammenhielt, war die Ehe. Voraussetzung dafür, dass eine Person mit römischem Bürgerrecht das *matrimonium*, die rechtsgültige Ehe, schließen konnte, war das *conubium* des Partners: Sklaven und Nicht Römer besaßen kein *conubium*, zwischen Patriziern und Plebejern erlaubte hingegen die *lex Canuleia* (445 v. Chr.) die Ehe. Auch Freie und Freigelassene durften heiraten, wenngleich solche Verbindungen in den besseren Kreisen nicht sonderlich gern gesehen waren. Wo fehlendes *conubium* dem *matrimonium* entgegenstand, konnten Mann und Frau ein Konkubinat eingehen, das unter Umständen ebenso dauerhaft war, aber keine legitimen Nachkommen hervorbrachte. Mädchen galten mit 12 Jahren als heiratsfähig, mit 20 sollten sie, so verlangte es die Ehegesetzgebung des Kaisers Augustus, unter der Haube sein. Hauptzweck des *matrimonium* war die Erzeugung legitimer – männlicher – Nachkommen, von denen einer, nicht unbedingt der älteste, die Nachfolge des *pater familias* antreten würde. Daneben fungierten Eheschließungen immer wieder als quasi-dynastisches Unterpfand politischer Allianzen zwischen Familien.

Adoption Demselben Zweck diente die Adoption, von der das römische Recht zwei Varianten kannte: Durch die *adoptatio* wechselte der Adoptierte, der auch volljährig sein konnte, aus der *patria potestas* seines Vaters unter die Rechtsgewalt des Adoptivvaters. Bereits das Zwölftafelgesetz regelte das Ritual der dreimaligen Entlassung aus der väterlichen Gewalt – *mancipatio* –, das vor dem *praetor urbanus* zu vollziehen war und die Adoption einleitete. Per *arrogatio* konnte ein römischer Mann eine andere Person, meist erwachsene Männer, aber auch Frauen und Mädchen, an Kindes statt annehmen, ohne dass diese dadurch unter seine *patria potestas* fiel. Vor allem die *adoptatio* sicherte das Weiterbestehen von Familien ohne überlebende männliche Nachkommen. Sie half zugleich dem Adoptierten: Politische Karrieren waren enorm kostspielig, und meist reichte das Familienvermögen nur, um einem oder höchstens zwei Söhnen den Aufstieg durch die Ämterhierarchie zu finanzieren; Zweit- oder Drittgeborene verbesserten ihre Chancen, indem sie in die Sippe eines befreundeten *pater familias* übertraten. Im Normalfall nahm der Adoptierte das *nomen gentile* des Adoptierenden an und setzte seinen früheren Gentilnamen, erweitert um das Suffix *-anus*, als *cognomen* hinzu: Aus Publius Aemilius Paullus wurde so, nach der Adoption durch Publius Cornelius Scipio, Publius Cornelius Scipio Aemilianus.³

Grundlage der Ehe war der Konsens beider Partner; fiel diese Grundlage fort, konnte einer der Ehepartner die Scheidung erwirken. In der Praxis gaben meist politische Gründe oder Unfruchtbarkeit den Ausschlag: Das

Risiko der Kinderlosigkeit konnte kein Vertreter einer angesehenen Familie eingehen. Die Ehefrau erhielt in diesem Fall ihre Mitgift zurück – die Kontrolle über das von ihr in die Ehe eingebrachte Vermögen gab Frauen, zumindest der Oberschicht, eine gewisse Autonomie. Und Frauen durften erben: Witwen reicher Männer waren auf dem Heiratsmarkt begehrt, konnten sich aber auch einer neuen Ehe verweigern und ein unabhängiges Leben führen. Mit Emanzipiertheit sollte man diese relative Unabhängigkeit gleichwohl nicht verwechseln: Frauen hatten keine Verfügungsgewalt über ihre Kinder – die grundsätzlich der *patria potestas* unterstanden und, wenn der Vater früh starb, der Obhut eines männlichen Vormunds unterstellt wurden –, und sie waren nicht geschäftsfähig, brauchten also einen Vormund (*tutor*), wenn sie unverheiratet waren und nicht der *patria potestas* eines Mannes unterstanden. Eine Ausnahme von dieser Beschränkung konstituierte allerdings in der Kaiserzeit das *ius trium liberorum*, das ›Dreikinderrecht‹, das Frauen, die mindestens drei Kinder geboren hatten, neben anderen Vorrechten die Geschäftsfähigkeit zuerkannte.

Selbst im Haus hatten Frauen nur einen begrenzten Wirkungsradius: Es gab Männer, die die Führung des Haushalts an ihre Ehefrauen delegierten. Grundsätzlich jedoch waren Frauen und Mädchen aus gutem Hause ins gitterlose Gefängnis der Handarbeit gesperrt; künstlerische Begabung und die Fähigkeit zum geistreichen Gespräch wurden akzeptiert, sofern die Sittsamkeit der Frau außer Zweifel stand. Der *mos maiorum* hatte eherne Maßstäbe dafür, welche Beschäftigungen sich für eine Frau ziemten – und was sie zu unterlassen hatte. Dass diese Maßstäbe bis weit in die Kaiserzeit hinein Bestand hatten, wird gerade aus den Berichten über all jene Kaiserfrauen deutlich, die sich allzu sorglos über sie hinwegsetzten: Voyeuristisch ausschachten ließen sich die Ambitionen einer Messalina oder Agrippina, weil sie Grenzüberschreitungen waren, die im Alltag nicht vorkamen.

Die wenigstens theoretisch unbeschränkte, in der Realität aber zunehmend abgemilderte Gewalt des *pater familias* ist ein römisches Spezifikum und findet sich so in keiner anderen antiken Gesellschaft. Haushalte als patriarchalisch organisierte Zellen des sozialen und wirtschaftlichen Lebens innerhalb einer Gemeinde kannten hingegen auch die Griechen: Im archaischen Griechenland war der *oikos* die idealiter sich selbst genügende Hausgemeinschaft, bestehend aus dem Hausvater, seinen Familienangehörigen, den Sklaven und allen beweglichen und immobilien Gütern. Im frühgriechischen *oikos* wurden alle Güter des täglichen Bedarfs hergestellt: Nahrungsmittel, Kleidung, Schuhe; Austausch mit anderen Haushalten fand nur im Notfall statt.

Im römischen Haushalt der Republik und Kaiserzeit stand der *pater familias* eines angesehenen Hauses früh morgens auf und instruierte seine engsten Mitarbeiter – Sklaven –, die bereits auf seine Befehle warteten. Dann empfing er seine Klienten, zu deren Verpflichtungen es gehörte, ihm allmorgendlich ihre Aufwartung zu machen. Zum Abschied erhielt jeder Klient eine *sportula*, ein »Körbchen«, mit einer kleinen Aufmerksamkeit. Der Tag verging mit Büroarbeit, politischen Geschäften und allerlei Müßiggang. Der jüngere Plinius beschreibt in einem seiner Briefe den Alltag seines Freundes Spurinna, eines alten Mannes, der sich weitgehend aus der Öffentlichkeit zurückgezogen hat. Dennoch hat bei Spurinna jede noch so kleine Verrichtung ihren festen Platz in der Tagesroutine: vom Morgenspaziergang über das Dilettieren mit Lyrik bis zum abendlichen Mahl in heiterer Runde. »Solch ein Leben wünsche ich mir schon jetzt in Gedanken«, resümiert Plinius den Tagesablauf seines Freundes.⁴

Lebenszyklen

Lebenserwartung

Spurinna war mit Ende 70 für römische Verhältnisse bereits steinalt. Wie in allen vormodernen Gesellschaften mit entsprechend unterentwickelter medizinischer Versorgung und Hygiene, dafür aber regelmäßigen Hungersnöten und Kriegen, war die Sterblichkeit in allen Lebensaltern hoch. Besonders häufig traf der Tod Säuglinge und Kleinkinder, von denen nur eine Minderheit überlebte; nur ein Drittel jedes Jahrgangs erreichte das 30. Lebensjahr, gut 10 % wurden 60 und älter. Die durchschnittliche Lebenserwartung lag, selbst wenn man die Kindersterblichkeit herausrechnet, bei ca. 30 Jahren, entsprechend hoch musste die Geburtenrate sein, um die Bevölkerung auf konstantem Niveau zu halten.

Kindheit

Ein Neugeborenes wurde durch den Vater in die Familie aufgenommen, der es aufhob und so anzeigte, dass er es annahm. Wurde es nicht angenommen, etwa wegen körperlicher Defekte, so setzte man das Kind aus. Kinder der Oberschicht wurden in die Obhut einer Amme gegeben, später von Hauslehrern, denen die Erziehung oblag; einzig das Abendessen nahmen sie im Kreis ihrer Familie ein. Eltern, die nicht der Oberschicht angehörten, ließen ihre Kinder, Jungen wie Mädchen, eine Schule (*ludus* oder *schola*) besuchen, wenn sie es sich leisten konnten. Dort wurden die Kinder bis zum 12. Lebensjahr von freiberuflichen Pädagogen im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtet. Dass selbst in Senatorenkreisen bei der Erziehung des Nachwuchses Manches im Argen lag, moniert Plutarch, Verfasser

einer Schrift *Über Kindererziehung*: Plutarch fordert, bei der Auswahl der Lehrmeister die denkbar größte Sorgfalt walten zu lassen, doch ließen die meisten Väter ihre fähigsten Sklaven das Regiment über ihre Äcker und Handelsgeschäfte führen – »ist aber ein zur Arbeit untauglicher Fresser und Säufer da, nun, so übergibt man ihm ohne Bedenken die Kinder.«⁵

An den Elementarunterricht schloss sich für Knaben aus gutem Hause das Studium unter Aufsicht eines *grammaticus* an, der die Heranwachsenden an die Literatur heranführte. Oft kümmerte sich ein *grammaticus Graecus* um die griechischen Klassiker, während dem *grammaticus Latinus* der Unterricht in lateinischer Literatur vorbehalten blieb. Großen Stellenwert hatte die Unterweisung in der Redekunst. In den Gesellschaften der griechischen und römischen Antike spielte Rhetorik eine Schlüsselrolle: Keine Volksversammlung, kein Wahlgang, kein militärischer Appell, bei dem nicht klangvolle Reden geschwungen wurden. Durch die Beherrschung der Beredsamkeit mit ihrem subtilen Regelwerk aus Stilfiguren, Körpersprache und Logik setzte sich ein Sohn aus gutem Hause höchst effektiv vom Emporkömmling ab, der diese hohe Schule nicht genossen hatte. Wenn zu erwarten war, dass sie eine politische Karriere einschlagen würden, wurden die männlichen Nachkommen vornehmer Familien noch auf etwas anderes vorbereitet: Sie lernten durch die Erziehung, mit Nackenschlägen umzugehen und auch nach Niederlagen wieder aufzustehen. In einem politischen Alltag, der mit Fallen gespickt war und in dem politische Karrieren zwischen stellaren Höhen und unterirdischen Tiefen zu oszillieren pflegten, waren ›Nehmerqualitäten‹ gefragt; ein Feldherr musste seine Streitkräfte nach einer Niederlage neu aufstellen und zum zweiten Schlag ausholen können. Deshalb brachte man angehenden Senatoren nicht bei, auf Sicherheit zu spielen; vielmehr lernten sie, Chancen zu ergreifen, wo sie sich boten, und angesichts des Vabanquespiels nicht die Nerven zu verlieren.

Mit 14 Jahren legte der Knabe in feierlichem Akt auf dem Forum die *toga praetexta*, die von Minderjährigen getragene Toga mit Purpursaum, und die *bullae puerilis*, einen kleinen goldenen Anhänger, ab: Er war jetzt ein Mann. Zwar unterstand er, sofern sein Vater am Leben war, noch immer der *patria potestas*, doch trat er ins öffentliche Leben seiner Gemeinde ein. Vielleicht verlobte er sich und schloss zu diesem Zweck mit dem Brautvater einen förmlichen Vertrag (*sponsalia*); wurde der Vertrag von einer Seite gebrochen, so hatte die Gegenseite das Recht zur Klage. Dass es in der Realität oft wohl frivoler zuing, als der Gesetzgeber es wahrhaben wollte, deutet Ovid in seiner ›Liebeskunst‹ an: »Sei im Versprechen nicht

Bildung

Eintritt ins
Erwachsenenalter

ängstlich; Versprechungen locken die Mädchen. / Rufe als Zeugen dafür Götter an, welche du willst. / Jupiter lacht über falsche Schwüre Verliebter von oben, / Lässt von den Südwinden sie wirkungslos tragen dahin.«⁶ Es war dies auch die Zeit, gebührend über die Stränge zu schlagen: Heranwachsende der *Jeunesse dorée* in Rom und in den Landstädten bildeten spätestens seit der frühen Kaiserzeit Cliquen, *collegia iuvenum*, die gemeinsam Sport trieben oder auf die Jagd gingen, aber auch Sauf Touren unternahmen, sich im Zirkus wie Hooligans aufführten, Frauen belästigten und systematisch dem Vandalismus frönten. Kaum waren sie 16, kehrte die Ordnung zurück ins Leben dieser jungen Männer: Sie heirateten, traten ins Militär ein oder erklommen die ersten Stufen einer senatorischen Ämterlaufbahn, des *cursus honorum*.⁷ Auf diese Tätigkeiten, sieht man einmal von der Redekunst ab, hatte die angehenden Senatoren keine Ausbildung vorbereitet. Die Qualifikationen, die man als Offizier oder Magistrat benötigte, erwarben sie sich fast durchgängig erst in der Praxis.

Broterwerb

Wer nicht zur Elite der Senatoren oder zur gleich unter dem Senatorenstand rangierenden Rangklasse der Ritter gehörte, musste seine Existenz wohl oder übel mit Arbeit verdienen, körperlicher Arbeit meist, die wenig Qualifikationen voraussetzte: Die täglichen Verrichtungen eines freien Kleinbauern unterschieden sich kaum von der Arbeit eines Feldsklaven; Väter gaben hier ihr Wissen an die Söhne weiter, die von Kindesbeinen an im Betrieb halfen. Ein Heer von ungelernten, teils freien, teils unfreien Arbeitern übernahm die beschwerlichen Arbeiten im Transport- und Baugewerbe, die ohne hohe Ausbildungsstandards auskamen. Anders stand es um die meisten Handwerksberufe: Hier war eine gründliche Qualifizierung des Nachwuchses unerlässlich. Meist unterwies auch hier der Vater den Sohn, der später den Betrieb übernahm, doch nahmen Handwerker auch Kinder anderer Leute, häufig auch Frauen, in die Lehre, zumal dann, wenn sie größeren, expandierenden Betrieben vorstanden. Eltern blieb oft keine andere Wahl als ihre heranwachsenden Kinder in Ausbildung zu geben, um so das stets knappe Familienbudget aufzubessern.

Alter

Obwohl nur wenige Römer ein reifes Alter erreichten, waren ältere Männer in Republik und Kaiserzeit die politisch wie sozial tonangebende Gruppe. Weisheit und Erfahrung galten als typische Eigenschaften des Alters, und sie galten viel in Politik und Alltag. Alter besaß entsprechend Autorität, und das Prinzip des Seniorats durchzog die römischen Institutionen im privaten wie im öffentlichen Bereich. In Würde zu altern war das Ideal einer breiten Mehrheit der Bevölkerung, das in unzähligen Texten und Bildnissen Gestalt gewann. Freilich, wenn ein Intellektueller wie

Cicero eine Lanze für das Alter bricht und argumentiert, auch, ja gerade alte Menschen mit nachlassender Körperkraft seien wertvolle Mitglieder der Gemeinschaft: »Bei großer Leistung kommt es nicht auf Kraft, Behändigkeit oder Schnelligkeit des Körpers an, sondern darauf, dass man klug ist, Ansehen genießt und etwas zu sagen hat«,⁸ dann gab es fraglos auch die Gegenposition, nach der ein alter Mann nichts mehr leisten könne – die andere Seite des Alterns, die uns die Quellen beharrlich verschweigen: Wie verfuhr man mit Sklaven, die zum Arbeiten nicht mehr in der Lage waren? Was geschah mit Pflegebedürftigen, um die sich ihre Angehörigen nicht kümmern konnten? Würdevolles Altern war nahezu sicher ein Privileg der Ober- und Mittelschichten, wie überhaupt die Menschenwürde derjenigen im Dunkeln beklemmend wenig zählte.

Wer viel zu vererben hatte, verfügte indes auch im Alter noch über eine mächtige Waffe: sein Testament. Es entschied nicht nur darüber, wer was aus der Erbmasse erhielt; es fällte auch moralische Urteile über die Hinterbliebenen. Das Testament eines römischen *pater familias*, das in aller Öffentlichkeit verlesen wurde, war ein Manifest und nicht selten ein Fanal. Über den Tod des großen Mannes hinaus machte es seine Macht spürbar: Gelder wurden öffentlich verteilt, Angehörige enterbt, Sklaven in die Freiheit entlassen. Den rituellen Abschluss eines bedeutenden Lebens im republikanischen Rom markierte der Leichenzug, die *pompa funebris*, die der Öffentlichkeit die Leistungen des Verstorbenen und die seiner Vorfahren ins Gedächtnis rief.⁹

Testament

Oben – Unten

Hierarchisches Denken durchzog die gesamte römische Gesellschaft: Die Unterscheidung zwischen oben und unten war in allen Bereichen eminent wichtig: im Militär so sehr wie im Senat, der nach Rang und Status gegliedert war, in der Volksversammlung und in jedem einzelnen der großen römischen Haushalte. Jede dieser Institutionen lässt sich als Pyramide beschreiben, mit wenigen an der Spitze und einer breiten Masse ganz tief unten. Dabei ist es keineswegs einfach zu definieren, wie die Grenzen zwischen oben und unten in der römischen Gesellschaft jeweils verliefen. Hierarchie bemaß sich nach verschiedenen Werteskalen, die oft, aber nicht ausnahmslos kongruent waren: Reichtum, Status und Autorität. Außerdem wandelten sich die Parameter sozialer Differenzierung, allem konservativen Beharrungsvermögen zum Trotz, über die Jahrhunderte erheblich.

Arm und Reich

Tiefer als in jeder modernen Gesellschaft war in Rom die Kluft zwischen Arm und Reich. Vor allem öffnete sich die Schere mit der territorialen Expansion der Republik rasant: War das archaische Rom noch eine Gesellschaft sich überwiegend selbst versorgender Bauern, so gab es ab der mittleren Republik eine dünne Schicht immens wohlhabender und immer reicher werdender Großgrundbesitzer, gefolgt von einem noch immer soliden Mittelstand freier Bauern, unter dem die breite Masse von städtischen Armen stand, die keinen Grund und Boden ihr Eigen nannten. Neue Erwerbsquellen – Handwerk, Handel, Geldgeschäfte und Steuerpacht – trugen weiter zur Differenzierung zwischen Arm und Reich bei.

Reichtum und Einfluss

Wirtschaftliche Potenz vergrößerte auch die Spielräume: Wer nicht selbst im Schweiß seines Angesichts das Feld bestellen oder seinem Handwerk nachgehen musste, konnte Zeit in andere Formen der Betätigung investieren: in Krieg und Politik. »Abkömmlichkeit« (Max Weber) war schon deshalb eine notwendige Bedingung für eine aktive Rolle in der Politik, weil die Magistraturen *honores*, »Ehrenämter«, waren: Ein Gehalt gab es nicht, und wer sich um sie bewarb, musste bereits Unmengen von Geld ausgeben, um das Wahlvolk gewogen zu stimmen. Reichtum – ökonomisches Kapital – ließ sich also gewissermaßen in eine andere Ressource, politischen Einfluss, umtauschen.

Dieselbe Gleichung ging auch umgekehrt auf: Wer an den Hebeln der Macht saß, fand Mittel und Wege, Geldströme in seine Taschen umzuleiten – gewesene Konsuln oder Prätores, die als ehemalige Magistrate in die Provinzen gingen, nutzten die Spielräume ihres Amtes oft schamlos aus, um sich zu bereichern; Feldherren partizipierten an der Beute und kassierten Lösegelder, die für die Freilassung von Kriegsgefangenen fällig wurden. Die Ständekämpfe brachten wirtschaftliche und politische Potenz weiter in Gleichklang, indem sie an die Stelle einer ständischen Elite, des Patriziats, eine Funktionselite treten ließen: die Senatorenschaft, die zugleich den größten Teil des Grundbesitzes in ihren Händen konzentrierte. Der innere Kern dieser Gruppe, die Nobilität, betrieb als Elite in der Elite bald schon wieder ihre exklusive Abschottung nach unten, die ihr, bedingt durch ihre Erfolge in der Expansionsphase, auch weitgehend gelang¹⁰

Euergotismus

Die Konvertibilität wirtschaftlichen Kapitals reichte aber noch weiter. Einflussreiche, wohlhabende Männer wendeten einen beträchtlichen Teil ihres Vermögens für öffentliche Belange auf, in Rom, in Italien wie in den Provinzen. Da die Antike einen »öffentlichen Dienst« nicht kannte und der minimalistische Staatsapparat nur in bestimmten Kernbereichen tätig war, war das finanzielle Engagement von Privatpersonen für ihre Gemeinde

unverzichtbar: Reiche Bürger finanzierten Bauten oder deren Erhaltung; sie richteten Feste, Spiele und religiöse Feiern aus, und sie stellten Geld für die Armenfürsorge zur Verfügung. Für ihre wohlberechnete Großzügigkeit hatte das Lateinische den Begriff *munificentia* reserviert; moderne Forscher sprechen, nach dem griechischen Begriff für ›Gutes tun‹, von ›Euergetismus‹. Im Gegenzug erhielten die Spender eine Ressource, die einen zentralen Platz im Denken jedes römischen Menschen einnahm: *dignitas*.

Das beste deutsche Äquivalent zu dem für das Verständnis der römischen Mentalität elementar wichtigen Begriff *dignitas* ist ›Ehre‹, wobei *dignitas* sich aus verschiedenen Quellen speiste: namentlich *honos* (›Ehrenamt‹) und *gloria* (›Ruhm‹), aber auch *existimatio* (›Wertschätzung‹), *laus* (›Anerkennung‹) und selbst *auctoritas* (›Einfluss‹). Ehre war die wohl konvertibelste aller Währungen und ließ sich unmittelbar in andere begehrte Kapitalformen umsetzen: Autorität und Einfluss. Wer Ehre hatte, dem wurde gehorcht, der galt etwas. Erwerben ließ sich Ehre nicht nur durch Großzügigkeit, sondern durch alle Formen von Dienst an der Gemeinschaft: auf Schlachtfeldern und in der Kurie. Ehre war ein wertvolles Tauschgut, aber auch ein Wert an sich. Sie war eine mächtige Triebfeder, die Männer gewaltige Risiken auf sich nehmen und märchenhafte Vermögen anhäufen ließ. Bezeichnenderweise goss der Gesetzgeber den Rangunterschied zwischen ›Ehrenmännern‹ und der breiten Masse erst spät in eine rechtliche Form: Wohl im ausgehenden 1. Jh. n. Chr., als andere juristische Schranken fielen, kam die Unterscheidung auf zwischen rechtlich privilegierten *honestiores* und den gemeinen Leuten, *humiliores*. Zu diesem Zeitpunkt verlor ein anderes Distinktionskriterium, das römische Bürgerrecht, rapide an Bedeutung, und zwar ausgerechnet durch die weite Verbreitung, die es inzwischen gefunden hatte: Dank der großzügigen Verleihungspraxis seit dem frühen Prinzipat war es um 200 n. Chr. vollends wertlos geworden. Zuvor war das Bürgerrecht, in das die Römer bis zum Bundesgenossenkrieg (91–88 v. Chr.) ihre italischen Nachbarn noch hatten zwingen müssen, eine erstrangige Prestigeressource gewesen: selbst ein Quell von Ansehen und Ehre, vor allem in den Orientprovinzen, wo römische Bürger dünn gesät waren.

Die zweite rechtliche Unterscheidung von elementarer Bedeutung war die zwischen Freien und Sklaven. Sklaven bildeten keine soziale ›Klasse‹, auch keine allgemeine Unterschicht, sondern waren ihrem *Rechts*status nach ›Sachen‹: Eigentum des Herrn, in dessen Verfügungsgewalt sie sich damit befanden. Es lag in seinem alleinigen Ermessen, seine Sklaven zu verkaufen, zu bestrafen, zu töten oder zu belohnen. Für die antike Philoso-

phie war die Sklaverei eine Institution, an der es keine Zweifel geben konnte, waren Sklaven doch ›von Natur aus‹ zum Dienen bestimmt. Dennoch gab es in der Kaiserzeit Initiativen des Gesetzgebers, die darauf abzielten, das Los der Sklaven zu mildern und der Herrengewalt Grenzen zu setzen.

Als soziale Gruppe oder Klasse konnten die Sklaven schon deshalb nicht agieren, weil sie in ganz verschiedenen Realitäten verwurzelt waren. Die Lebenswirklichkeit eines Sklaven, der als Hauslehrer den Nachwuchs seines Herrn in griechischer Philosophie unterwies, hatte nichts gemein mit dem Los eines Sklaven, der im Bergwerk, Steinbruch oder auf einem landwirtschaftlichen Großbetrieb sein Dasein fristete: Der persönliche Kontakt des Haussklaven zu seinem Herrn und dessen Familie schuf Bindungen und Loyalitäten, die sich täglich bemerkbar machten. Um Leistungsanreize zu schaffen, gestatteten viele Herren ihren Sklaven den Erwerb persönlichen Eigentums, eines *peculium*, das freilich in letzter Konsequenz der Verfügung des Herrn unterstand. Selbst das Halten eigener Sklaven konnte Sklaven gestattet sein, die es bisweilen zu regelrechten Subunternehmern ihrer Herren brachten. Nicht alle Sklaven waren zudem zu ewiger Unfreiheit verdammt; vielen von ihnen winkte die Freilassung, *manumissio*, als Gegenleistung für treue Dienste oder per testamentarischer Verfügung des Herrn. Haussklaven erlangten gewöhnlich vor Vollendung ihres 40. Lebensjahrs die Freiheit; wurde die Freilassung offiziell aktenkundig, dann wurde der Sklave mit dem Tag seiner Freilassung zugleich römischer Bürger, wenngleich minderen Rechts. Seine zuvor geborenen Kinder blieben jedoch Sklaven, wenn sie nicht mit freigelassen wurden. Freigelassene, *liberti*, standen in einem Patronageverhältnis zu ihrem ehemaligen Herrn, dessen Klientel sie verstärkten und zu dessen *familia* sie nach wie vor zählten. Mit der Freilassung investierte der Herr in die Zukunft seines Sklaven, und nicht selten trug diese Investition reiche Früchte: Viele Freigelassene gehörten zum unternehmerisch aktivsten Teil der römischen Bevölkerung; manche brachten es zu großem Vermögen.

Freigelassene

Freigelassene und auch Sklaven bildeten also nicht durchgängig den Bodensatz der römischen Gesellschaft. Einzelne wurden nicht nur fantasztisch reich, sie erlangten auch enormen Einfluss, vor allem in der frühen Prinzipatszeit, als sich das administrative Spitzenpersonal der kaiserlichen Reichszentrale vornehmlich aus Angehörigen der *familia Caesaris*, kaiserlichen Sklaven und Freigelassenen, rekrutierte. Freilich handelten sie nicht als politische Subjekte, sondern als Funktionsträger, die ganz und gar von ihrem kaiserlichen Herrn bzw. Patron abhängig waren. Die Zahl der Sklaven, die allein Italien bevölkerten, mag währenddessen in die Millionen

gegangen sein. Das Heer der Unfreien ergänzte sich stets von Neuem durch natürliche Reproduktion und durch Kriegsgefangene, die über große Sklavemärkte wie Delos umgeschlagen wurden. Der Zustrom hielt über Jahrhunderte an und ebte erst in der Spätantike deutlich ab, als die Institution Sklaverei durch das Aufkommen des Kolonats, einer Form freier Pachtwirtschaft auf dem Land, ohnehin im Rückgang begriffen war.

Konsum und Produktion

Wirtschaftliches und kulturelles Vermögen bestimmte, wie noch heute, auch in Rom den Lebensstil praktisch aller Menschen. Was jemand aß, wie er sich kleidete, wie er wohnte, hing von seinen finanziellen Möglichkeiten, aber auch von seiner Bildung ab: Ein Senator speiste anders als der Landmann, die Gattin eines Töpfers trug Kleidung, mit der sie keinen Zutritt zur feinen Gesellschaft hatte. Wenigstens die Kleidung war auch Rang- und Statusabzeichen: Die Toga an sich wies den römischen Bürger aus – auch wenn vor allem Angehörige der Oberschicht das kompliziert anzulegende Wickelgewand trugen, und auch sie nur zu offiziellen Anlässen, nannten sich die Römer stolz die *gens togata*, das ›togatragende Volk‹. Dabei war Toga nicht gleich Toga, und ihre Kleidung machte die oberen Zehntausend im Straßenbild kenntlich: Senatoren trugen die Toga mit dem breiten Purpursaum und rote Schuhe als Insignien ihrer Würde; die Toga der Ritter zierte immerhin noch ein schmaler Purpursaum; wer sich um ein Amt bewarb, kleidete sich in eine blütenweiße Toga, die *toga candida*, und war daher *candidatus*.

Statussymbole

Die Farbe Purpur hatte in der römischen Welt und noch weit über sie hinaus einen geradezu magischen Nimbus: Die purpurne Toga war in der Republik dem Triumphator vorbehalten, im Prinzipat trug sie der Herrscher. Purpurstoffe waren ein erstrangiges Prestigegut, das sich nur sehr Reiche leisten konnten. Hergestellt wurde die Farbe in einem komplizierten, arbeitsaufwändigen Verfahren in den Städten der phönizischen Levante. Hier hatte man sich früh auf die Fertigung purpurner Textilien spezialisiert, weil nur am Ostrand des Mittelmeers die Murexmuschel, aus der man den Rohstoff gewann, in nennenswerter Zahl vorkommt. Jede Muschel liefert jeweils nur wenige Gramm des für die Herstellung benötigten Drüsensekrets, und aus einem Kilo dieses Sekrets lassen sich nur 60 g Farbstoff gewinnen; um ein Kilo Wolle zu färben, benötigt man immerhin 200 g reinen Farbstoff, also über 3 kg Drüsensekret und mithin Tausende von Muscheln,

Purpur

die alle gefangen und einzeln geöffnet werden mussten, um den Drüsenkörper zu entnehmen. Der Farbstoff wurde durch langsames Erhitzen des Sekrets hergestellt.¹¹ Entsprechend teuer waren Purpurtextilien, wenn sie in Rom oder anderen großen Städten des Reiches ihre Abnehmer suchten. Das Preisedikt Diokletians, das im Jahr 301 n. Chr. Maximalpreise für bestimmte Waren diktierte, um die Inflation in den Griff zu bekommen, setzte den Höchstpreis für ein Pfund doppeltgefärbter Purpurseide auf 150.000 Denare fest, der höchste in dem Edikt gelistete Wert überhaupt – so viel Sold erhielt ein römischer Legionär in ungefähr 100 Jahren. Der hohe Preis tat der Nachfrage aber keinen Abbruch, im Gegenteil: Der Elegiendichter Propertius rühmt das nüchterne Sparta dafür, dass dort – im Gegensatz zum mondänen Rom – nicht *Tyriae vestes*, »tyrische Purpurklamotten«, und aufgeputzte Frisuren den schweifenden Blick täuschten, und Ovid spottet über den Kleiderluxus der Haute-Volée, die es ständig nach Goldbesatz verlange und der »Wolle, die du durch tyrischen Murex rot wirst.«¹²

Das Beispiel der Purpurstoffe illustriert, dass die Beschränkungen einer vorindustriellen Ökonomie und das Repräsentationsbedürfnis der imperialen Oberschicht Roms Hand in Hand gingen. Ganze Städte lebten von der Produktion und Beschaffung von Luxuswaren, die extrem kostspielig waren und daher auch den Transport über große Distanzen lohnten. Nicht nur die Phönizier hatten sich, schon lange vor den Römern, erfolgreich in den Handel mit Prestigegütern eingeklinkt, auch andere urbane Gesellschaften im Orient profitierten von der stetig wachsenden Kaufkraft der römischen – und zunehmend auch provinziellen – Eliten: Das nabatäische Petra hatte sich zur Drehscheibe im Handel mit Südarabien entwickelt, das Weihrauch exportierte; der ägyptische Hafen Myos Hormos war lange Zwischenstation im Seeverkehr mit Indien und China, bevor die maritime Route durch den von Palmyra beherrschten Landweg im Norden abgelöst wurde. Vor allem Seide und Gewürze strömten unablässig, von wagemutigen Karawanenhändlern und Seefahrern befördert, von Ost nach West.

Berüchtigt und immer wieder Thema ausladender literarischer Exkurse ist der Luxus, den wohlhabende Römer trieben, wenn man zu Tische lag. Das unterhaltsamste Diner der lateinischen Literatur ist das *Gastmahl des Trimalchio*, ein Fragment aus Petronius' Roman *Satyricon*, der unter Nero entstand. Petronius war der *arbiter elegantiae* dieses Kaisers, Schiedsrichter in Sachen Geschmack, und in typisch aristokratischer Manier rümpft er die Nase über den reichen Emporkömmling Trimalchio, den Protagonisten der Episode und Gastgeber des spektakulären Banketts in seiner Villa am Golf von Neapel, der seinen Gästen nicht nur Unmengen

Handel mit
Luxusgütern

Essen und Trinken

teilweise abenteuerlich exotischer Speisen aufischt, sondern auch weiß, sie raffiniert zu präsentieren. So wird etwa während einer Theateraufführung ein ganzes Kalb von einem als Ajax maskierten Sklaven tranchiert: »Dabei war nicht lange Gelegenheit, diese glänzenden Effekte zu bestaunen; denn unversehens begann die Decke zu knacken, und der ganze Speisesaal erbebt. Ich sprang bestürzt auf die Beine und fürchtete, es werde irgend ein Akrobat durch das Dach heruntersteigen.« Stattdessen senkt sich ein Rad von der Decke herab, an dem Parfümflakons als Aufmerksamkeit für die Gäste hängen. Zugleich erscheint auf dem Tisch ein großes Tablett »mit einer Reihe von Kuchen, dessen Mitte ein Priapus von Konditorhand einnahm, und dieser trug in seinem splendiden Schurz wie üblich allerlei Baumfrüchte und Trauben.«¹³

Archestratos, der aus Sizilien stammende, im 4. Jh. v. Chr. schreibende Verfasser eines nur in Fragmenten erhaltenen griechischen Kochbuchs namens *Gastronomia*, war von den Kochkünsten seiner römischen Nachbarn nicht sonderlich angetan, doch verfeinerte sich der Geschmack der römischen Oberschicht mit der Expansion ihres Imperiums zusehends. Darüber, was bei den Oberen Zehntausend konkret auf den Tisch kam, informiert das Kochbuch, das unter dem Namen des Apicius überliefert ist, eines reichen Mannes, dessen ausschweifende Gastmähler zur Zeit des Tiberius berühmt waren. Die Sammlung wurde wohl immer wieder überarbeitet und neu aufgelegt, so dass das Kochbuch tatsächlich eine Blütenlese von Rezepten aus unterschiedlichen Phasen der römischen Kaiserzeit ist.

Kochbuch
des Apicius

Wohlhabende Römer liebten es pikant: Unerlässliche Ingredienz der feinen Küche war eine ganze Palette von Würzsaucen, die aus eingesalzenem und anschließend in der Sonne gedörretem Fisch bestanden und die in der Kaiserzeit in fabrikähnlichen Anlagen vorwiegend in Spanien und Gallien hergestellt wurden. Diese *garum* oder *liquamen* genannten Saucen sorgten für einen intensiven Geschmack und verfeinerten, glauben wir Apicius, fast jeden Gang eines römischen Festgelages, selbst den Nachtisch. Auch Pfeffer, Kümmel, Koriander und Honig – allesamt Zutaten, die teuer waren und teilweise aus fernen Gegenden importiert werden mussten – gelangten reichlich zur Anwendung.

Manche der von Apicius vorgestellten Speisen wären heute zumindest gewöhnungsbedürftig. So empfiehlt der Feinschmecker »gefüllte Schweinsvulva« und »Drosseln in Erbsenaufwurf«. Überhaupt kam bei ihm allerlei Geflügel auf den Tisch, von dessen Verzehr wir heute lieber absehen: in Dill, Essig, Lauch und Koriander gedünsteter Flamingo, geschmorter Kranich, aber auch Strauß in Minze-Honig-Sauce. Zu Fleisch und Fisch reich-

ten die Römer ein breites Spektrum von Obst- und Gemüsesorten, wobei natürlich Neuweltfrüchte, wie Kürbisse und Tomaten, ebenso fehlten wie die aus Ostasien stammenden Zitrusfrüchte. Eier und Milch, die hauptsächlich von Ziegen und Schafen, in geringerem Umfang von Milchkühen, stammte, sowie Butter waren wohl nur für Wohlhabendere erschwinglich; Käse, also haltbar gemachte Milch, war hingegen überall verfügbar und vergleichsweise preiswert. Hauptlieferant von Fetten war die Olive, die rings ums Mittelmeer angebaut wurde und deren Öl nicht nur zu Speisezwecken Verwendung fand, sondern auch als Brennmittel für Lampen. Wichtigste Quelle für Kohlenhydrate war Getreide – neben Weizen und Hartweizen auch Dinkel, Gerste und Emmer –, das zu Brot verarbeitet wurde und Grundnahrungsmittel besonders für ärmere Bevölkerungsschichten war. Zum Essen trank man Wasser, das schon ab der mittleren Republik eine wachsende Zahl von Aquädukten in hervorragender Güte nach Rom leitete und das dort aus zahlreichen Brunnen floss, oder Wein, der in sehr unterschiedlicher Qualität erhältlich war und den man fast immer mit Wasser verdünnt trank. Reiche Römer leisteten sich exquisite Tropfen oder genossen sie – ein Inbegriff des Tafelluxus – eisgekühlt. Um Weine haltbarer zu machen, gab man gern Gewürze hinzu.¹⁴

Gesetze gegen
den Luxus

Viele Senatoren und später so mancher Kaiser sahen in überbordendem Kleider- und Tafelluxus eine Gefahr für die römische Gesellschaft. Man fürchtete den Niedergang der Moral, witterte ökonomischen Schaden und hatte wohl auch Angst davor, dass sich die mächtigen senatorischen Häuser einen Wettbewerb liefern würden, der den Konsens, auf dem die römische Oberschicht beruhte, zu sprengen drohte.

Gaius Caesar, den die Natur, so scheint mir, hervorgebracht hat, um zu zeigen, wozu ein Höchstmaß an Lastern in höchster Position fähig ist, speiste an einem Tag für zehn Millionen Sesterze, und obwohl er darin vom Scharfsinn aller unterstützt wurde, konnte er dennoch nur mit Mühe herausfinden, wie aus dem Tribut dreier Provinzen ein einziges Mahl wird,

ätzte der stoische Philosoph Seneca.¹⁵ Die Verteufelung des Luxus speiste sich auch aus der im *mos maiorum* geronnenen Idealisierung der Vergangenheit – wenn man an die Vorfahren dachte, dann stellte man sie sich als genügsame, integre Landleute vor:

Die Einfachheit des Tisches zur Zeit unserer Väter gibt einen untrüglichen Maßstab für ihre Bildung und Mäßigkeit. Die bedeutendsten Männer nahmen keinen Anstand, ihre Mittags- und Abendmahlzeiten vor dem Hause einzunehmen. Niemals wurde in jener Zeit ein Gelage veranstaltet, bei welchem man vor den Augen des Volkes hätte erröten müssen.¹⁶

Indes verpufften alle Versuche wirkungslos, übermäßigen Luxus unter die Acht des Gesetzes zu stellen. »So viele Gesetze sind von unseren Vorfahren erlassen worden, so viele hat der göttliche Augustus erlassen; aber jene wurden durch Vergessenheit, diese, was noch schändlicher ist, durch Nichtbeachtung außer Kraft gesetzt und haben den Luxus noch unbekümmerter gemacht«, lässt Tacitus den Kaiser Tiberius in einem Brief an den Senat aufstöhnen.¹⁷

Die überwiegende Mehrheit der etwa eine Million Einwohner, die Rom in der frühen Kaiserzeit zählte, war allerdings schon zufrieden, wenn sie satt wurde. Während Quellen für die Ernährungsgewohnheiten der Schönen und Reichen reichlich sprudeln, müssen wir uns für die breite Masse der Bevölkerung mit einigen dürren Informationen und Modellen behelfen. Ein Pionier in dieser Disziplin ist der britische Historiker Peter Garnsey, der von den fünf *modii* (33 Kilo) Weizen ausgeht, die in der Prinzipatszeit pro Kopf und Monat gratis an die etwa 200.000 ärmsten Hauptstädter ausgegeben wurden. Bis ins letzte Jahrhundert der Republik war die Versorgung deutlich schlechter, doch waren die fünf Scheffel der Kaiserzeit, bezogen auf den Nährwert des Getreides, mehr als ausreichend, selbst wenn ein Teil den Endverbraucher vielleicht nicht mehr in essbarer Qualität erreichte. Außerdem wurde ungemahlene Rohgetreide verteilt, das erst verarbeitet werden musste. So entstanden dem Endverbraucher trotz der Getreiderationen Kosten, die in Bargeld aufzubringen waren. Obwohl eine auf Weizen basierende Ernährung vergleichsweise ausgewogen ist – der Körper wird hinreichend mit Proteinen und einigen Vitaminen (B und E) versorgt –, müssen durch ergänzende Kost wie Gemüse und Hülsenfrüchte andere Vitamine und Mineralien zugeführt werden, um Fehlernährung sowie Mangelerscheinungen wie Blutarmut, Osteoporose und, bei Kindern und Embryonen, schweren Missbildungen und Rachitis vorzubeugen. Die Chancen, die damit verbundenen Kosten zu decken, hingen von der Verfügbarkeit von Beziehungen und vor allem von der Möglichkeit zu arbeiten ab. Verdienen konnten sich arme Leute als Lohnarbeiter (*mercennarii*) oder Tagelöhner (*operarii*).¹⁸ Unter normalen Bedingungen waren auch ärmere Bewohner der Hauptstadt in der Lage, sich relativ abwechslungsreich zu ernähren: Sie konnten sich regelmäßig Hülsenfrüchte, Trockengemüse, billiges Olivenöl und einfachen Wein leisten, seltener Fisch und frisches Gemüse, hingegen so gut wie nie Fleisch, Obst, Eier und Käse. Für Abwechslung auf dem Speiseplan sorgten zu besonderen Anlässen Lebensmittelspenden, meist in Form von Wein und Öl, die wohlhabende Bürger und, im Rom

Jenseits des Luxus

Ernährung in Rom

der Prinzipatszeit, die Kaiser verteilen ließen. Insgesamt war die Versorgungslage der stadtrömischen Plebs – und anderer großstädtischer Unterschichten – der Kaiserzeit damit etwas besser als in der Republik, vor allem aber geradezu fürstlich im Vergleich zu den Armen in anderen antiken und sonstigen vormodernen Gesellschaften. Da nur Stadtbewohner in den Genuss der Spenden kamen, standen sie sich wohl auch besser als die meisten Bauern.¹⁹

Versorgung der
Hauptstadt

Um die stets hungrige hauptstädtische Bevölkerung mit Weizen versorgen zu können, musste das Getreide bereits seit der mittleren Republik aus Übersee herangeschafft werden – die Ausbreitung der Villenwirtschaft in Italien begleitete die Umstellung auf hochwertige Agrarerzeugnisse wie Wein, Öl und Gartenfrüchte, die sich gewinnbringend auf dem Markt verkaufen ließen, aber die Mägen der Römer nicht füllten. Den Bedarf deckten die Naturalabgaben der Provinzen: Getreide kam vor allem aus Sizilien, Nordafrika und, in der Kaiserzeit, Ägypten, wo eine hocheffiziente Landwirtschaft mit großen Latifundien als Rückgrat erhebliche Überschüsse produzierte und über die Zwangsabgaben hinaus auch den freien Markt der Hauptstadt mit Getreide füllte. Dennoch hing die Versorgung der wachsenden städtischen Bevölkerung Italiens stets am seidenen Faden: Der Transport wurde von Privatleuten organisiert; Spekulation trieb periodisch den Getreidepreis nach oben und machte Nahrung unerschwinglich; Piraten und politische Wirren bedrohten die Handelsrouten, so dass immer wieder Hungersnöte ausbrachen. Deshalb überführte Augustus die *cura annonae*, die Verantwortung für die Getreideversorgung, von den kurulischen Ädilen in kaiserliche Regie und übertrug sie einem ritterständischen *praefectus annonae*.

cura annonae

Ökonomische
Verflechtung

Die römische Welt, zumal der Kaiserzeit, präsentierte sich insgesamt als bemerkenswert integrierter, scheinbar ›moderner‹ Wirtschaftsraum: Schiffe durcheilten das Mittelmeer und transportierten nicht nur Luxuswaren, sondern auch Massengüter wie Getreide über erhebliche Entfernungen; *garum* von der Iberischen Halbinsel war in Italien geschätzt; italienischer Wein kam auf die Tische der Gutbetuchten von Britannien bis Syrien; Münzen zirkulierten reichsweit; einheitliche Rechtsgrundsätze sicherten die Transaktionen von Kaufleuten ab. Die Besitzer großer Landgüter verwalteten ihre Besitzungen nach betriebswirtschaftlichen Grundsätzen; Fernhändler, Steuerpächter und Bankiers nahmen für maximale Profite erhebliche Risiken auf sich. Doch dieser Eindruck trägt – oder ist doch mindestens unvollständig. Wie in anderen vorindustriellen Gesellschaften war auch in Rom die Ökonomie eingebettet in ein System sozialer Normen, das

nicht an wirtschaftlicher Effizienz orientiert war, sondern an ganz anderen Werten, die – wo auch sonst? – im *mos maiorum* aufgehoben waren. Die wirtschaftlich engagierte Gruppe der Bevölkerung war nicht die politische Elite, die Nobilität und die Senatoren, die ihr Vermögen überwiegend in Grundbesitz investiert hatte – innovativer und risikofreudiger waren Ritter und Freigelassene, die ihre Zeit nicht politischen Ämtern, sondern ihren Geschäften widmeten. Freilich zielte auch ihr Profitstreben in letzter Konsequenz auf den Erwerb von Ehre ab. Waren sie nämlich am Ziel und hatten es, als *homines novi*, zu senatorischer Würde gebracht, so schichteten auch sie ihr Vermögen umgehend um und wurden Grundrentner. Den Dünkel, mit dem sich solche Männer von Menschen absetzten, die ihr Geld selbst verdienen mussten, fasst niemand besser in Worte als Cicero, für den die Tätigkeiten von Handwerkern und Tagelöhnern ausnahmslos »schmutzig« waren:

Für den Handel gilt Folgendes: Erfolgt er in kleinem Rahmen, so muss man das als schmutzig bezeichnen; wenn dagegen im großen und umfangreichen Geschäft, das vieles von Überallher herbeischafft und es vielen ohne Betrug zur Verfügung stellt, dann darf man ihn durchaus nicht tadeln, und wenn er dann sogar, gesättigt mit Gewinn oder vielmehr zufriedengestellt, sich häufig von hoher See in den Hafen und direkt vom Hafen auf seine Landbesitzungen zu begeben pflegt, scheint er mit vollem Recht Lob zu verdienen.²⁰

Diese Mentalität, bei der das Ziel der schnellstmögliche, »gesättigte« Ruhestand ist, steht dem ›Geist‹ des modernen Kapitalismus diametral entgegen, wie ihn Max Weber und Werner Sombart, die Väter der Modernisierungstheorie, so treffend beschrieben haben. »Der Unternehmer *will* die Blüte seines Geschäfts und er *muss* den Erwerb wollen«, schrieb Sombart vor rund hundert Jahren. Und weiter: »Mit dieser Zielsetzung – das ist die Pointe – ist der Endpunkt des Strebens eines Unternehmers in die Unendlichkeit gerückt. Für den Erwerb ebensowenig wie für die Blüte eines Geschäfts gibt es irgendwelche natürliche Begrenzung, wie sie etwa durch den ›standesgemäßen‹ Unterhalt einer Person aller früheren Wirtschaft gegeben war.«²¹ ›Unternehmer‹ in diesem Sinne, für die ihr Erwerbsdenken Selbstzweck ist, kannte die römische Antike nicht. Aus diesem Grund blieben Investitionen stets unterhalb der Schwelle, die einen signifikanten Anstieg der Produktivität über die Bedarfsdeckung hinaus erlaubt hätte. Die Antike erlebte deshalb, obwohl das Grundlagenwissen wenigstens teilweise vorhanden war, keine technologische, keine Industrielle Revolution, die schließlich die Tür zu anhaltendem, scheinbar grenzenlosem Wachstum aufstieß.

Religion

Den Stellenwert der Wirtschaft in der Moderne hatte in der Antike in gewissem Sinne die ›Religion‹: Sie war ein universales System zur Sinngebung, gab Orientierung in einer komplizierten, unverständlichen Welt. Der Vergleich hinkt allerdings: Antike Gesellschaften lassen sich nicht als ›Systeme‹ beschreiben; entsprechend war auch die Religion kein ›System‹, in das sich andere Bereiche wie Ökonomie und Politik als ›Subsysteme‹ eingliederten. Religion war schlicht da, das Leben mit ihr war den Römern selbstverständlich. Zugleich gab es keinen rechten Begriff für sie: Das Denken, das eine Sphäre der ›Religion‹ von anderen, nicht-religiösen Bereichen scheidet, kam erst durch das Christentum in die Welt und war den Römern der republikanischen Zeit fremd.²²

Religion ohne
Dogma

Antike Religion kannte vor dem Christentum kein Dogma, keine eigentliche Theologie, sie setzte sich zusammen aus einer performativen Komponente, dem Ritual, und Inhalten, dem Mythos. Der ›Glaube‹ hatte keinen Platz im religiösen Denken der Antike; ›Religion‹ war, zuerst und vor allem, ein Kommunikationssystem, war »die uralte Tradition einer ernsthaften Kommunikation mit unsichtbaren Partnern.« Diese Partner waren die Götter, zu denen man in einer reziproken Wechselbeziehung stand, die man, wie in der sozialen Hierarchie höher stehende Menschen, mit Gaben, *officia*, zu Gunsterweisen, *beneficia*, stimulieren konnte. Medien der Kommunikation mit ihnen waren Opferhandlungen, aber auch Eide, Gelübde, Verfluchungen und andere Rituale wie die charakteristische *evocatio*, die ›Herausrufung‹ von fremden Göttern aus einer feindlichen Stadt, meist während einer Belagerung.²³ Überhaupt stand Handeln im Mittelpunkt antiker Religion. Eingebettet war es meist in glanzvolle Zeremonien, in denen sich eine Gemeinde feierte und ihr Gemeinschaftsgefühl inszenierte.

Opfer

In einer Religion, die weder heilige Bücher oder Dogmen noch ein Glaubensbekenntnis kannte, demonstrierte man seine Nähe zu den Göttern durch den Opferritus. Allgemein sind Rituale wie das Opfer Praktiken, die sich von ihrer ursprünglichen Bedeutung gelöst und eben dadurch eine kommunikative Funktion angenommen haben. So streuten römische Priester Opfertieren vor der Tötung Salz auf den Kopf – pragmatisch war diese Handlung, die ihren Ursprung im Würzen des Opferfleisches gehabt haben mag, sinnlos; als Teil des Rituals aber, dessen äußerliche Form gerade die Römer penibel einhielten, war das Salzstreuen unverzichtbar. Vor-

dergründig waren diese Rituale Kommunikationsakte zwischen Göttern und Menschen, tatsächlich jedoch eine Form von Sprache, in der die Menschen miteinander kommunizierten. Diese Opferrituale waren folglich im Mittelpunkt der Gemeinschaft – in der Antike meist der Stadt – angesiedelt; sie waren eine öffentliche Angelegenheit, für deren Ausrichtung die Stadt zuständig war. Bestimmte Rituale, wie Opfermahlzeiten oder Prozessionen, unterstrichen den kommunalen Charakter des Kultes und die Zusammengehörigkeit der Feiernden. Auch die Priester, *sacerdotes*, waren keine okkulte Kaste religiöser Fachleute, die Geheimwissen bewahrten, sondern Magistrate der Gemeinde, die für den ordnungsgemäßen Vollzug der Rituale zuständig waren. Die verschiedenen Priesterschaften bildeten Kollegien, die ihre Mitglieder im Normalfall durch Kooptation bestimmten; keine Priesterschaft war ein Vollzeitamt, das dauernde Anwesenheit erzwang, nicht einmal das Amt des *pontifex maximus*, der den Vorsitz im Pontifikalkollegium führte, dem höchsten Priestergremium der Stadt Rom. Priester waren »Bürger wie alle anderen und keine Männer Gottes.«²⁴

Priester

Radikal verschieden von christlichen Vorstellungen waren auch die Objekte religiöser Verehrung – Götter, von denen es unzählige gab, waren für Griechen und Römer, neben Tieren und Menschen, eine dritte Gattung lebendiger Lebewesen: Die Götter gehören derselben diesseitigen Realität an wie die Menschen, von denen sie sich nicht substantiell unterscheiden. Sie haben Menschengestalt, sind männlich oder weiblich und die Beziehungen, die sie zueinander pflegen, bilden menschliche Beziehungen ab; allein ihre Unsterblichkeit und größere Macht unterscheidet sie von den sterblichen Menschen. Wie der menschliche Staat, so lebt auch die Ordnung der Götter von Hierarchie: An der Spitze stehen, kanonisiert seit dem Hellenismus, die zwölf Olympischen Götter, denen Zeus bzw. Jupiter wie ein Hausvater vorsteht; ihnen arbeiten ganze Hundertschaften nachgeordneter Gottheiten und Halbgötter zu, die beispielsweise jede noch so unbedeutende Quelle beseelen.

Götter

Diese Götter, Mars, Venus, Merkur, Minerva und wie sie sonst heißen, haben ihre spezifischen Zuständigkeitsbereiche, wie Krieg, Fruchtbarkeit, Handel oder Handwerk, sie haben aber kein »Monopol« auf diese Bereiche und lassen sich auch nicht auf bestimmte Aktivitäten festlegen. Im Gegensatz zu ihren griechischen Pendanten, von denen sie Attribute und Ikonographie geborgt haben, besitzen die römischen Götter keine ausgeprägten Persönlichkeiten: Römische Götter bleiben als Individuen seltsam blass – genau wie die Mitglieder der römischen Nobilität, die im Grunde stets nur Repräsentanten ihrer Ahnenreihe waren.

Das Göttliche war, schon durch die ungeheure Zahl göttlicher Wesen, praktisch omnipräsent, seine numinose Kraft durchdrang Felder, Auen, Quellen und Haine. Die wichtigen Götter jedoch manifestierten sich den Menschen in Form ihrer Kultbilder, die mehr waren als Abbilder – in ihnen gewannen die Götter mit ihren spezifischen, unverwechselbaren Attributen Präsenz. Aufstellung fand das Bild im Innern des Tempelgebäudes, *aedes*, das, auch rechtlich, die Heimstatt des Gottes war. Die Götter des polytheistischen Pantheons waren damit der Idee nach an bestimmte Örtlichkeiten gebunden: Jupiter Capitolinus war im Tempel auf dem Kapitol beheimatet, Vesta, die Hüterin des Herdfeuers, auf dem Forum Romanum.

Kompliziert wurde es, als im Hellenismus die Götter verschiedener Räume zueinander in Beziehung traten, und besonders verwirrend, als mit der Expansion der *res publica* das ehemals lokale Ordnungssystem der stadtrömischen Religion zu einer reichsweit wahrgenommenen Bezugsgröße wurde: Als ›Reichsreligion‹, die freilich jeder zentralen Organisation entbehrte, rieb sich das System notwendig an den lokalen Ordnungssystemen der eroberten Welt. Doch absorbierte der Polytheismus, den die meisten antiken Gesellschaften teilten, einen Großteil der Reibungsenergie, denn er erlaubte es, fremde Götter mit eigenen zu identifizieren, sofern sie dieselben Charakteristika und Tätigkeitsfelder teilten: Per *interpretatio* wurde aus dem syrischen Hadad ein griechischer Zeus, aus dem keltischen Grannus ein römischer Apollo. Die Angleichung lokaler Gottheiten an die Olympischen Götter von Griechen und Römern hielt Schritt mit Prozessen der Hellenisierung und Romanisierung und funktionierte in der Sache genau gleich: Neue Paradigmen verdrängten nicht die alten, sondern gingen mit ihnen fruchtbare Verbindungen ein, indem sich die Menschen vor Ort das aus dem Inventar der ›Reichsreligion‹ aneigneten, was sie verstanden und gebrauchen konnten. So bevölkerten die lokalen Manifestationen olympischer Götter in Divisionsstärke die weite Welt des Imperium Romanum: Mit römischen Namen, Attributen und Ikonographien ausgestattet, blieben ihre partikularen Identitäten lebendig; vielfach erhielten sie durch den Kontakt mit Rom sogar neue Vitalität. Die Durchdringung lokaler Ordnungssysteme mit griechisch-römischen Göttern und Gottesvorstellungen schuf allenthalben Mischformen, Synkretismen, denen auf einer abstrakteren Ebene die hybriden Kulturen der römischen Provinzen entsprachen.²⁵

III. Italien

1847, am Vorabend der europäischen Revolution, bemerkte der österreichische Staatskanzler Metternich trocken, Italien sei lediglich ein »geographischer Begriff«. Dies war pure Polemik gegen die auch in Südeuropa aufkeimenden Nationalbewegungen, aber es traf einen wunden Punkt: Die Apenninhalbinsel, die geographisch so kompakt wirkt, war seit dem Mittelalter in unzählige politische Einheiten, meist Stadtstaaten, später auch kleine Territorialstaaten, zersplittert; italienisches Gemeinschaftsgefühl, seit der Renaissance als Lippenbekenntnis immer wieder artikuliert, hatte sich selten in koordiniertem politischen Handeln niedergeschlagen. Historisch war die Einheit Italiens, die Rom erzwungen hatte, ein Sonderfall: Fragmentiert war Italien auch, bevor die römische Expansion ab dem 5. Jh. v. Chr. die Halbinsel erfasste.

Geographische Prämissen

Italien – das war noch in der Zeit der späten Republik nur der italienische Stiefel selbst; im Norden bildete eine Linie, die etwa von Pisa im Westen bis Rimini an der Adria reichte, die Grenze zur Gallia Cisalpina, zum, von Rom aus betrachtet, diesseits der Alpen liegenden Gallien, das in etwa dem Einzugsgebiet des Po mit den Ebenen des Veneto und der Lombardei entsprach. Politisch umschloss Italien das Gebiet Roms, der römischen Bürgergemeinden und der Bundesgenossen. Geographisch, geomorphologisch und klimatisch ist Italien ein typisches Mittelmeerland: Die Halbinsel selbst besteht hauptsächlich aus Hügel- und Bergland, mit einigen größeren Küstenebenen, im Westen vor allem in Etrurien (Maremma), Latium (Campagna Romana) und Kampanien, im Osten mit der Salento-Halbinsel, dem Stiefelabsatz. Die gesamte Halbinsel durchzieht, wie ein Band, von Norden nach Süden der Apennin: von Ligurien über das Bergland Mittelitaliens bis zur Stiefelspitze in Kalabrien, auf einer Länge von insgesamt 1200 Kilometern; in den Abruzzen, im Massiv des Gran Sasso d'Italia, ragen seine Berge bis zu einer Höhe von fast 3000 Metern auf. Dennoch wirkt der Apennin in kaum einem Teil Italiens wie eine beide Küsten voneinander isolierende Barriere: Ausgesprochen alpine Abschnitte wechseln sich mit Hügelland oder Ebenen ab, und selbst in höheren Lagen erleich-

tern Pässe den Verkehr über das Gebirge. Zahlreiche ganzjährig Wasser führende – allerdings oft nicht schiffbare – Flussläufe gliedern ebenfalls das Landschaftsbild der Halbinsel. Größter dieser Ströme ist der Tiber, der im Grenzgebiet zwischen der Toskana und der Emilia-Romagna entspringt und nach gut 400 Kilometern bei Ostia das Mittelmeer erreicht. Mit dem Trasimenischen und dem Bolsena-See verfügt Mittelitalien über zwei größere Seen, zu denen sich noch etliche kleinere gesellen. Während der Süden der Halbinsel, Sardinien und Sizilien zur subtropischen Klimazone zählen, unterliegen die Mitte und der Norden gemäßigten Witterungseinflüssen. An Wasser mangelt es kaum irgendwo – im Gegenteil: Viele Ebenen mussten erst mühsam entwässert werden, um sie unter den Pflug nehmen zu können. Das gilt auch für weite Teile der Campagna, des römischen Umlands, dessen südliche Hälfte im späten 4. Jh. v. Chr. Schauplatz einer gewaltigen Umweltkatastrophe wurde: Nachdem die Römer für ihre Flottenrüstung gegen Karthago große Teile der Bergwälder in der näheren Umgebung abgeholzt hatten, rauschten mit jedem größeren Regen Unmengen Wasser und Schlamm zu Tal – der Wasserspiegel stieg unaufhaltsam, die Ebene versumpfte, Malaria breitete sich aus. Antike Versuche – so unter Caesar – die südliche Campagna zu entwässern, scheiterten. Sie blieb ein einziger Morast, bis Mussolini in den 1920er Jahren ein dichtes Netz von Entwässerungsgräben anlegen und den Sumpf in einem gigantischen Kraftakt trockenlegen ließ.

Römische
Campagna

Von anderem Charakter ist der nördliche Teil der Campagna, der von vulkanischen Hügeln und – bis zu 1000 Meter hohen – Bergen beherrscht wird. Diese Höhenrücken umgeben Rom im Nordosten, Osten und Südosten wie die Ränge eines Theaters. Einstmals dicht bewaldet, ist auch das Hochland reich an Wasser; in den ehemaligen Kratern haben sich unzählige Seen gebildet. Eingekerbte in den nördlichen Abschnitt der Campagna fließt der Tiber, von Umbrien her kommend, südwärts, um westlich von Rom ins Mittelmeer zu münden. An seinem Unterlauf ragen ein paar Hügel mit teilweise recht steilen Hängen auf. In prähistorischer Zeit standen hier große Wälder; dazwischen lagen sumpfige Niederungen. Im Zentrum dieser Ansammlung von Höhen erhebt sich auf dem linken Tiberufer, 43 Meter hoch, der Palatin, ein trapezförmiges Plateau mit zwei Kuppen, von den Römern ›Palatinus‹ oder ›Cermalus‹ genannt. Südlich schließen sich, getrennt durch ein tief eingekerbtes Tal, der etwas flachere Aventin und weiter östlich der Caelius an, nach Norden und Nordosten die Höhen von Quirinal, Viminal und Esquilin, Ausläufer einer Hochebene im Norden. Diese Hügel ragen wie Zungen in die Ebene hinein, die sich zwischen

Sieben Hügel

Tiberknie und dem Forumsbereich erstreckt: der ›Campus Tiberinus‹, das spätere Marsfeld, heute Stadtzentrum des modernen Rom, samt den Senken zwischen Kapitol, Palatin und Esquilin.

In der Frühzeit und noch im Rom der Republik war die Ebene kaum eine bevorzugte Wohnlage: Sumpfig und von regelmäßigen Überschwemmungen des ungebändigten Tiber heimgesucht, eine Brutstätte für Krankheiten, vor denen man allein auf den Hügeln sicher war. Auf ihnen lagen deshalb auch, bereits in der Bronzezeit, die ältesten menschlichen Ansiedlungen, während das tiefer gelegene Gebiet der Stadt erst viel später mühsam entwässert und so den Sümpfen abgerungen wurde. Entscheidend dafür, dass das Siedlungsgebiet überhaupt auf die Tiberniederung übergriff, wird wohl die Tiberinsel gewesen sein, die – von der Mündung aus gesehen – die erste Furt über den Fluss bot. Sie dürfte Roms Aufstieg zum

Tiberfurt

Die sprachliche und ethnische Gliederung Italiens

Am Ende der geschichtlichen Periode, die Gegenstand dieses Buches ist, zur Zeit Caesars und Oktavians, sprach ganz Italien Latein. Im Süden und vor allem auf Sizilien, das indes Provinz war und nicht zu Italien zählte, hatte sich das Griechische gehalten. In Etrurien sprach man wohl auch noch Etruskisch – jedenfalls schrieb man es, und noch kaiserzeitliche Gelehrte hielten sich etwas darauf zugute, des Etruskischen mächtig zu sein. Im Großen und Ganzen aber war die Apenninhalbinsel sprachlich homogenisiert: Latein war Lingua Franca, von den Alpen bis zum Ionischen Meer. Als Rom noch eine unbedeutende Stadt am Rande Latiums war, stellte sich die Sprachlandschaft Italiens ganz anders dar: Verschiedene Idiome, die Linguisten der indoeuropäischen Sprachfamilie zurechnen, dominierten

Sprachen in Italien

Einheimischen auseinandergesetzt und dem fremden, von ihnen in Besitz genommenen Land ihre Sprache und Kultur aufgeprägt. Griechisch wurde deshalb nicht nur von den Siedlern und ihren Nachfahren, sondern auch von zahlreichen hellenisierten Einheimischen gesprochen. Im Hinterland der griechischen Ansiedlungen, im gebirgigen Herzen der Apenninhalbinsel, hielten sich dagegen einheimische italische Sprachen, von denen die von der Emilia-Romagna bis fast zur kalabrischen Stiefelspitze verbreitete sabellische bzw. umbrisch-oskische Dialektgruppe die bei Weitem wichtigste war. Südlich des unteren Tiber wurde hingegen Lateinisch gesprochen, dessen Frühform phonologisch und morphologisch noch stark von dem uns geläufigen ›klassischen‹ Latein eines Caesar oder Cicero abwich. Wie das Sabellische fächerte sich auch das Frühlateinische in verschiedene Dialekte auf, zu denen vermutlich auch das sogenannte Faliskische gehörte, das im nördlichen Latium gesprochen wurde. Entfernte Verwandte der sabellischen und lateinischen Idiome waren auch das im heutigen Veneto und Friaul heimische Venetische sowie das in Sizilien durch das Griechische ins Inselinnere abgedrängte Sikelische.¹ Zum Griechischen und den indigenen italischen gesellten sich noch weitere, ebenfalls der indoeuropäischen Gruppe zugehörige Sprachen: Messapisch, das von den im heutigen Apulien ansässigen japygischen Stämmen gesprochen wurde und womöglich mit dem jenseits der Adria beheimateten Illyrischen verwandt war, und Keltisch, das in der gesamten westlichen Poebene vorherrschte.

Die meisten dieser Sprachen und Dialekte sind nur durch wenige, dazu oft fragmentarische Inschriften dokumentiert und teilweise sogar nur anhand von Ortsnamen überhaupt rekonstruierbar. Eine seltene Ausnahme bilden die *Tabulae Iguvinae*, Bronzetafeln aus dem mittellitalienischen Gubbio (Iguvium) mit umbrischen Texten aus dem 3.–1. Jh. v. Chr. Die bereits 1441 gefundenen Tafeln enthalten von Priestern verfasste Texte religiösen Inhalts; während sich die älteren noch der heimischen umbrischen Schrift bedienten, wurden die jüngeren Texte im lateinischen Alphabet aufgesetzt.

Etruskisch Von den nicht-indoeuropäischen Sprachen war das Etruskische die weitaus wichtigste. Es wurde in einem breiten Streifen gesprochen, der vom Unterlauf des Po bis zur Tibermündung reichte, dazu inselartig in Kampanien. Die Etrusker benutzten die griechische Alphabet; das epigraphische Corpus umfasst etliche Tausend Inschriften, die bis ca. 700 v. Chr. zurückreichen. Die meisten dieser Texte sind jedoch kurz und formelhaft; vor allem deshalb ist unsere Kenntnis der etruskischen Sprache lückenhaft, bleiben Grammatik und Morphologie weithin rätselhaft. Um unsere

Kenntnis der übrigen nicht-indoeuropäischen Sprachen, die in archaischer Zeit auf der Apenninhalbinsel gesprochen wurden – des nordwestitalischen Ligurischen, des alpenländischen Rätischen und des mysteriösen, nur von der sogenannten Novilara-Steile her bekannten Nord-Pikenischen –, ist es noch weit schlechter bestellt. Während die ältere Forschung wenig Skrupel hatte, die anhand von epigraphischen Belegen kartierbaren Sprachfamilien mit Identitätsgruppen – mithin Ethnien bzw. ›Völkern‹ – gleichzusetzen, ist die Wissenschaft mittlerweile mit Recht sehr viel vorsichtiger geworden: Glaubte man lange, in der Sprachgeographie Italiens die linguistischen Substrate gleich mehrerer Wellen von Einwanderern zu erkennen (die dann gleichsam die indoeuropäischen Sprachen eingeschleppt hätten, während sich im Etruskischen und den übrigen nicht-indoeuropäischen Sprachen die italische Urbevölkerung verraten hätte), geht man heute nicht mehr davon aus, dass demographische Verschiebungen anhand von sprachwissenschaftlichem Material rekonstruierbar sind. Dass Griechen als Einwanderer nach Italien kamen, steht nicht zur Debatte. Kaum je zu klären sein wird aber bereits das numerische Verhältnis zwischen hellenischen Migranten und hellenisierten Einheimischen. Ob (und falls ja: wann und wie viele) Sprecher indoeuropäischer Idiome nach Italien einwanderten und woher die Etrusker kamen (wenn sie nicht autochthone Bewohner Mittelitaliens waren), sind Fragen, die nur allzu rasch in Ratlosigkeit münden. Die Entstehung ethnischer Identitäten in Italien lässt sich deshalb wohl am ehesten als ›Volkwerdung‹, Fachleute sprechen von ›Ethnogenese‹, deuten, die allenthalben Zuwanderer und Einheimische zu neuen, mehr oder weniger kompakten Gruppen verschmolz. Eine Schlüsselrolle in diesem Prozess der langen Dauer dürften meist die allmählich sich formierenden aristokratischen Führungsschichten gespielt haben, die Gefolgschaften um sich scharten und so als Identitätskerne großer Personenverbände fungierten, die später als ›Etrusker‹, ›Sabiner‹ oder ›Latiner‹ in die Geschichte eintraten. Vermutlich war es gerade die sprachlich-kulturelle Vielfalt Italiens, die den Menschen ihre ethnische Zugehörigkeit bewusst machte: Nur wo das Bewusstsein des Andersseins vorhanden ist – die Forschung spricht von Alterität –, kann sich Identität entfalten.

So zeichneten sich auf der Landkarte Italiens allmählich die Konturen von Gruppen ab, die allerdings zu ganz unterschiedlichen Formen politischer Organisation fanden. Zwischen Alpenraum und Stiefelspitze bildeten sich, weitgehend – aber beileibe nicht nur – entlang von Sprachgrenzen, locker gefügte, gleichsam protoethnische Identitäten aus. Mehrsprachigkeit, Exogamie und Migration waren gang und gäbe im vorgeschichtlichen Ita-

Sprache und
Ethnizität

Ethnogenese

Politische Frag-
mentierung

lien; entsprechend werden monolithische, fest gefügte Gruppen suggerierende Begriffe wie ›Etrusker‹, ›Kelten‹ oder ›Ligurer‹ den komplexen Realitäten der Bronze- und Eisenzeit kaum gerecht. Auch deshalb lassen sich auf der Halbinsel jahrhundertlang kaum dauerhafte politische Fronten ausmachen: Allianzen und Koalitionen zerfielen so rasch wie sie zustande kamen. Bis sich Rom um 300 v. Chr. endgültig zum Hegemon über Italien aufschwang, herrschte im archaischen Italien ein anarchisches Klima, in dem jeder Akteur sich selbst der nächste war.

Viele Gruppen vor allem im gebirgigen Innern Italiens, aber auch im Norden, waren in Stämme gegliedert und weitgehend segmentär – ohne übergreifende politische Instanzen – organisiert. Zwar waren sie überwiegend sesshaft und trieben neben Viehzucht durchaus auch Ackerbau; Städte und die Autorität eines zentralen Königtums jedoch waren ihnen fremd oder entstanden erst nach und nach. Im südlichen Alpenvorland und in der Poebene lässt sich am Übergang von der Bronze- zur Eisenzeit eine Vielfalt archäologischer Kulturen beobachten, die im 6. Jh. allmählich unter den Einfluss keltischsprachiger Zuwanderer von jenseits der Alpen gerieten. Das Bergland der Alpen bewohnten rätische Stämme, die tyrrhenische Küste war Rückzugsgebiet der von den Kelten aus ihren Wohnsitzen weiter nördlich zurückgedrängten Ligurer und am Nordrand der Adria sind seit dem 6. Jh. v. Chr. die Veneter nachzuweisen. Das gebirgige Binnenland zwischen den Abruzzen und Kampanien war der Siedlungsraum oskischsprachiger Stämme, die den Römern als ›Samniten‹ bekannt wurden. Dazwischen waren, am Unterlauf des Tiber, die Latiner und, östlich und nördlich davon, die ihnen sprachlich eng verwandten Umbrier ansässig, die wiederum in ein Mosaik von Stämmen zerfielen.

Viel früher, um 750 v. Chr., trat im Bereich der heutigen Toskana die etruskische Gesellschaft in ihre urbane Phase ein: Während zahlreiche ältere Siedlungen aufgegeben wurden und verfielen, reiften andere zu Zentralorten, veritablen Städten, heran, die bald im Seehandel des westlichen Mittelmeerraums eine aktive Rolle spielten und auch politisch ihre Muskeln spielen ließen. Ihrem Aufbau nach waren sie den phönizischen Städten in der Levante und den Poleis der Griechen vergleichbar, die womöglich mit ihrem Fernhandel auch die Urbanisierungswelle in Mittelitalien angestoßen hatten. Die zwölf größten dieser Städte waren in einer Amphiktyonie, dem sogenannten Zwölfstädtebund, zusammengeschlossen, der indes eher eine Kult- und Kulturgemeinschaft war als ein politisches Bündnis. Dennoch artikuliert sich in ihm etruskisches Zusammengehörigkeitsgefühl auf der Basis von gemeinsamer Sprache und Kultur. Selbst nannten sich die

Zwölfstädtebund
der Etrusker

Etrusker *Rasenna*. Während sie sich sprachlich stark von ihrem italischen Umfeld unterschieden, sind die Übergänge im materiellen Befund fließend: Die Bewohner der etruskischen Städte, vor allem ihre Aristokratien, standen nicht nur untereinander, sondern auch mit den nichtetruskischen Milieus der gesamten Halbinsel in regem Austausch.

Ein wichtiger Katalysator für die Prozesse von Urbanisierung und Identitätsbildung war die von Griechenland ausgehende sogenannte Große Kolonisation: Die ersten Griechen gelangten in der ersten Hälfte des 8. Jh. v. Chr. nach Italien. Sie errichteten, vermutlich gemeinsam mit Händlern aus Vorderasien, einen Handelsstützpunkt auf Ischia, das sie die ›Affeninsel‹ (*Pithekoussai*) nannten. Wenig später, um 750 v. Chr., gründeten sie mit Kyme ihren ersten Vorposten auf italischem Festland. Bald war Süditalien – die *Magna Graecia*, wie sich später die Römer ausdrückten – ein Land florierender griechischer *Poleis*, von denen das kurz vor 700 v. Chr. von Spartanern gegründete Taras (Tarent) die wichtigste war. Einheimische Stämme wurden assimiliert oder ins Binnenland abgedrängt. Vor allem das küstennahe Bergland blieb aber von Stämmen besiedelt. So hielten sich die Lukaner am Ionischen Meer, die Daunier, Messapier und Peuketier in Apulien sowie die Picener in den heutigen Marken. Mit vielen anderen Innovationen brachten die Siedler aus Hellas eine Neuerung mit, die für das historische Gedächtnis richtungweisend werden sollte: die Schrift. Wenn überhaupt Sprachdenkmäler aus dem archaischen Italien überdauert haben, dann ist es dem Umstand zu verdanken, dass sich mit der Großen Kolonisation die Schrift zügig über die Apenninhalbinsel ausbreitete. Im Gepäck hatten die Griechen außerdem den reichen Schatz ihres Mythos, der fortan den Rahmen für die Identitätsfindung auch der italischen Ureinwohner absteckte und in dem sich unsere Helden Romulus und Aeneas so selbstverständlich bewegen.

Griechische
Kolonisation

IV. Vom Werden einer Stadt

Im Mythos und den Legenden haben sich unzählige Schichten des historischen Gedächtnisses abgelagert, aber so gut wie nichts aus der eigentlichen Frühzeit römischer Geschichte. Anders steht es mit Material, das der Spaten der Archäologen aus dem Boden befördert hat und noch immer befördert. Die Versuchung, mithilfe der Archäologie nach dem sprichwörtlichen Körnchen Wahrheit in der Überlieferung zu suchen, ist deshalb fast unwiderstehlich: Bietet nicht die Bodenforschung die Chance, die Erzählungen auf ihre Stichhaltigkeit hin abzuklopfen und wenigstens das, was mit dem materiellen Fundgut in Einklang zu stehen scheint, zu retten? Was können wir von der Zeit wissen, als Menschen die Hügel am Unterlauf des Tiber besiedelten und sich dort allmählich eine Stadt formte? Was wissen wir wirklich vom Werden der Stadt Rom?

Harte Fakten: Roms Vorgeschichte im Spiegel der Archäologie

So verlockend die Aussicht scheint, mithilfe der Archäologie wenigstens ein grobes Gerüst von Daten und Fakten rekonstruieren zu können, die sich in den Texten finden, so aussichtslos ist doch das Unterfangen. Texte und materielle Kultur sind Quellen, die erkenntnistheoretisch auf verschiedenen Ebenen angesiedelt sind; sie geben Aufschluss über unterschiedliche Aspekte von Geschichte: Mythen und Historiographie, Texte also, die sich auf die Vergangenheit beziehen, haben fast immer Ereignisse zum Gegenstand; über Material wie Keramik, Architektur, Arte- und sogenannte Ökofakte erschließen sich hingegen große Zyklen der langen Dauer. Während Historiker meist anhand von Texten den hektischen Rhythmen der Ereignisgeschichte nachspüren, legen Archäologen mit dem Spaten Strukturen frei, die sich nur langsam verändern, etwa demographische Rahmendaten, Wirtschaftsformen oder religiöse Bräuche. Texte und archäologisches Material erzählen also zwei Arten von Geschichte. Beide gegeneinander abgleichen zu wollen, verbietet sich deshalb im Grunde genommen von selbst.¹

Bewohnt war das Areal, auf dem sich später Rom erhob, spätestens seit der mittleren Bronzezeit (ca. 1500 v. Chr.): Keramikfunde im Bereich des

Kapitols und des Forum Boarium belegen die Anwesenheit von Menschen – wenngleich unklar ist, ob sie von festen Niederlassungen oder von lediglich provisorischen Behausungen künden. Das bronzezeitliche Italien war insgesamt dünn besiedelt; seine materielle Kultur vergleichsweise homogen. Eine gewisse Konzentration von Fundstätten weist aber das Bergland des Apennin, insbesondere in Mittelitalien, auf. Mit den entwickelteren Zentren des östlichen Mittelmeerraums, vor allem dem mykenischen Griechenland, standen allein Sizilien, der Süden Italiens und allenfalls noch die Adriaküste in engerem Kontakt; an der tyrrhenischen Küste und damit auch in Latium fanden sich nur Spuren mykenischer Keramik. Beherrschende Wirtschaftsform war die Transhumanz: saisonaler Hirtennomadismus zwischen hochgelegenen Sommer- und in der Ebene sich befindenden Winterweiden. Mit dieser ›Apenninkultur‹ scheinen auch die Scherben in Verbindung zu stehen, die im Stadtgebiet von Rom gefunden wurden.

Bronzezeit

Erst für die Endphase der Bronzezeit, die Periode vor ca. 900 v. Chr., nimmt die Zahl der Fundstellen signifikant zu – Reflex einer vermutlich steil ansteigenden Bevölkerungsdichte. Für Rom ist die Anwesenheit von Menschen jetzt auch für die Forumssenkung und den Palatin belegt. Inkremation in Urnen trat an die Stelle der vorher dominierenden Körperbestattung: Die Bestattungen gruppieren sich zu großen ›Urnenfeldern‹, genau wie gleichzeitig in Mitteleuropa, von wo sich die neue Praxis ausgebreitet zu haben scheint. Wenig später änderten sich auch das Siedlungsbild und die Keramik: Mit dem Anbruch der Eisenzeit, in Italien gegen 900 v. Chr.,

Villanova



Urne in Hüttenform, vermutlich aus Vulci, Museo Nazionale di Villa Giulia, 7. Jh. v. Chr.

hatte sich in einem breiten Gürtel zwischen Romagna und Tibermündung sowie inselartig in Kampanien ein einheitlicher Begräbnis- und Keramikstil durchgesetzt. Nach einem kleinen Ort bei Bologna, wo 1853 das erste dieser Urnenfelder zum Vorschein kam, heißt diese archäologische Kultur, deren Zentrum Etrurien – die heutige Toskana – bildete, ›Villanova-Kultur‹.

Latiale Kultur

Südlich des Tiber, in Latium, vollzog sich der Übergang von der bronzezeitlichen Apenninkultur zur Eisenzeit bruchloser. Hier scheinen die meisten älteren Siedlungen überlebt zu haben, obwohl gerade für Latium Material, das Aufschluss über das bronzezeitliche Siedlungsbild gibt, besonders dürftig ist. Charakteristisch für die hier beheimatete, durch ausgedehnte Gräberfelder in den Albanerbergen nachgewiesene ›latiale‹ oder ›südliche Villanova-Kultur‹, die von ca. 900 bis 600 v. Chr. reicht, sind die Urnen in Haus- oder Hüttenform: Auf einem zylindrischen oder quaderförmigen Korpus mit Eingang ruht ein spitzes Dach – die Urnen als ›Häuser der Toten‹ waren gedacht als getreue Abbilder jener Hütten, in denen die Bestatteten zu Lebzeiten gewohnt hatten. Anders als in Etrurien kamen in Latium aber neben der Feuerbestattung in Urnen weiterhin auch Körperbeisetzungen vor und setzten sich sogar mit der Zeit wieder mehr durch.

Übersicht: Perioden der latinalen Kultur

Latial I	ca. 1000–900 v. Chr. (späte Bronzezeit)
Latial IIa	ca. 900–830 v. Chr. (frühe Eisenzeit)
Latial IIb	ca. 830–770 v. Chr. (frühe Eisenzeit)
Latial III	ca. 770–730/720 v. Chr. (Ende der frühen Eisenzeit)
Latial IVa	ca. 730/720–640/630 v. Chr. (orientalisierende Periode)
Latial IVb	ca. 640/630–580 v. Chr. (späte orientalisierende Periode)

Früher hat man die Ursachen für die Ausbreitung der Urnenfelderkultur in einer massiven Wanderungswelle gesucht, die zu Beginn der Eisenzeit Italien erreicht habe, wodurch indoeuropäische Idiome eingedrungen seien. Inzwischen ist man hier vorsichtiger, denn Töpfe sind schließlich Töpfe, keine Leute. Mit anderen Worten: Archäologische Kulturen sind nicht zu verwechseln mit kompakten ethnischen Identitäten (›Völkern‹) oder gar politischen Formationen (›Staaten‹). Dennoch scheint der in unterschiedliche Richtungen verlaufenden Entwicklung zu beiden Seiten des Tiber

eine Differenzierung auch sprachlicher Merkmale entsprochen zu haben: Wir greifen hier womöglich, archäologisch und linguistisch, die Ethnogenese der Latiner, der Bewohner Latiums, die sich in Sprache und Kultur immer deutlicher von ihrem italischen Umfeld zu unterscheiden und auch ein Zusammengehörigkeitsgefühl, eine ›Identität‹, auszubilden begannen.

Rom lag unmittelbar an der Grenze zwischen der latialen und der eigentlichen Villanova-Kultur. Wie über die Gesellschaften der Nachbarregionen sind wir auch über diese Grenzzone hauptsächlich anhand von Grabfunden orientiert. Der interessanteste Fundplatz für die frühe Eisenzeit – die in Latium mit dem Kürzel Ila belegt wird und von ca. 900 bis 830 v. Chr. reicht – ist ein Gräberfeld bei dem kleinen, inzwischen von der wuchernden Metropole Rom geschluckten Ort Osteria dell’Osa, im Bereich des antiken Gabii. Hier förderten Archäologen in den 1980er Jahren über 600 Brand- und Körperbestattungen mit reichen Beigaben zutage, die wohl zu zwei Großfamilien gehörten. Die Nekropole war vom 9. bis zum 6. Jh. v. Chr. in Benutzung, die Gräber reichen von Latial Ila bis IVb – allerdings mit einem Schwerpunkt in der Frühphase. Die Gräber selbst sind Spiegel sozialer Rangverhältnisse: Nur männliche Leichname wurden eingäschert und hier wiederum nur solche, die zu Lebzeiten offenbar eine herausgehobene gesellschaftliche Position eingenommen hatten. Den Toten wurden Nahrung, miniaturisiertes Tafelgeschirr sowie Metallgegenstände wie Klingen und Miniaturwaffen beigegeben. Die Gräber der Phase Ila gruppieren sich zu zwei deutlich unterscheidbaren Feldern, in denen vermutlich zwei Sippenverbände ihre Toten bestattet haben: In beiden Feldern liegen Feuerbestattungen im Zentrum und Erdbestattungen am Rand. In Phase IIb gab es keine Feuerbestattungen mehr; offenbar änderte sich der Grabritus, und die Oberschichten ließen sich jetzt nicht mehr in Urnen bestatten. Dafür tauchen im Fundgut zunehmend importierte Gegenstände auf, die gewiss den Rang von Prestigegütern hatten und an denen sich der Status ihrer Besitzer ablesen ließ: Die Menschen, die ihre Angehörigen im Osteria dell’Osa der Latial-IIb-Zeit bestatteten, lebten in einer sich zusehends differenzierenden Gesellschaft, in der ›oben‹ und ›unten‹ allmählich schärfere Konturen annahmen. Vermutlich durchzogen bereits jetzt Strukturen klientelarer Abhängigkeit die noch immer verwandtschaftlich gegliederten, aber zunehmend vertikal organisierten Gruppen: Mächtige Patrone, die sich mit Luxusgegenständen eindeckten und deren privilegierte Position sich auch im Jenseits fortsetzte, setzten sich immer mehr vom zunehmend von ihnen abhängigen Rest der Gesellschaft ab. Die Distanz zwischen Patronen und Klienten schlug sich auch räumlich nieder: Die

Osteria dell’Osa

Soziale
Differenzierung

großen Männer der sich herausbildenden Sippenverbände, der später so genannten *gentes*, ließen sich nicht länger in der Mitte ihrer Klienten bestatten. Dieser Prozess zeichnet sich – nicht überall in derselben Deutlichkeit, aber in der Tendenz ähnlich – in sämtlichen Nekropolen des eisenzeitlichen Latium ab.

Die soziale Differenzierung und Hierarchisierung begleitete in den Phasen IIb und III ein markanter Wandel des Siedlungsbildes, der auf breiter Front erst Etrurien und dann Latium erfasste. Ausgerechnet für Rom sind die Befunde allerdings dürftig und sprechen alles andere als eine klare Sprache: Im 8. Jh. ist für den Palatin eine Hüttensiedlung nachweisbar; auf dem Quirinal und im Bereich des Augustus-Forums fanden sich ebenfalls Siedlungsspuren aus dem 9. bis 7. Jh., auf dem Kapitol und am Fuß des Quirinals Kultstätten und auf dem Areal des Forum Boarium wiederum Hütten und Keramik aus dem 8. Jh.; Nekropolen bzw. Gräber lagen auf dem Palatin, in der Niederung des späteren Forum Romanum, auf dem Quirinal und dem Esquilin.

Stadtgründung oder Stadtwerdung?

Gehörten alle Friedhöfe und Siedlungsspuren zu einer einzigen Siedlung von bereits beachtlicher Größe? Dann wäre Rom aus einem dörflichen Siedlungskern allmählich zur Stadt herangewachsen. Oder entstand Rom durch die Vereinigung zweier oder mehrerer Siedlungen – durch *synoikismos*, wie die Griechen sagten?

Siedlungshierarchie

Synoikismos ist nicht nur für Griechenland, wo zahlreiche Poleis aus mehreren dörflichen Siedlungskernen zusammenwuchsen, ein gut belegtes Phänomen. Auch in Etrurien waren es verstreute Hüttendörfer, die – wie in Tarquinii im 9. Jh. v. Chr. und wenig später auch in Caere und Veji – allmählich größeren, protostädtischen Konzentrationen Platz machten. So schälte sich langsam eine Siedlungshierarchie mit deutlich erkennbaren Zentralorten heraus. Freilich war von hier bis zur Entstehung von Städten, die über eine entsprechende Größe und Infrastruktur verfügten und deshalb diesen Namen auch verdienten, noch ein weiter Weg zurückzulegen: Erst um 600 v. Chr. hatte sich die typisch etruskische Städtelandschaft mit ummauerten, meist auf größeren Hochebenen gelegenen, urbanen Siedlungen komplett ausgebildet.

Ähnlich geschah es, mit der üblichen Verspätung, auch in Latium. Und ähnlich könnte es auch in Rom gewesen sein. Während hier die Stadtwer-

dung bzw. -gründung weitgehend im Dunkeln liegt, können wir wenigstens den Anfang der Monumentalisierung archäologisch greifen: Im Bereich der späteren Via Sacra, dort, wo dereinst das Reiterstandbild Kaiser Domitians (*equus Domitiani*) stehen sollte, stießen Archäologen auf einen grob gestampften Lehm Boden, der um 650 v. Chr. dem ersten Forum Romanum als Straßenbelag diente – so unspektakulär sich dieser Fund ausnimmt, so unmissverständlich zeigt er doch, dass hier ein Gemeinwesen Gestalt annahm. Eine Stadt, die mehr sein will als eine bloße Ansammlung von Gebäuden, braucht Institutionen: eine Versammlung der wehrfähigen Männer und eine des Adels, Gerichte, Märkte. Institutionen wiederum benötigen Platz – der öffentliche Raum ist deshalb, seit die Griechen das Modell der Polis schufen, das entscheidende Merkmal der westlichen Stadt. Wenn die Bewohner der umliegenden Hügel sich also Mitte des 7. Jh. v. Chr. daran machten, in der Senke zwischen Kapitol und Palatin Hütten zu planen, um öffentlichen Raum zu schaffen, dann haben wir hier womöglich die eigentliche Geburtsstunde Roms vor uns. Zweieinhalb Jahrzehnte später, um 625 v. Chr., wurde die Pflasterung des Forums erneuert und das spätere Komitium, der Platz vor der Kurie, in den öffentlichen Bereich mit einbezogen. Noch etwas später, um 600 v. Chr., entstand unmittelbar angrenzend ein festes Steingebäude mit Ziegeldach. Möglicherweise hatten diese Anlagen bereits ihre spätere Funktion als Versammlungsplätze des Volkes bzw. des Adels.

Öffentlicher Raum

Komitium

Steinhäuser mit Ziegeldächern entstanden auch auf dem Palatin und der Velia. Im frühen 6. Jh. v. Chr. gesellten sich dazu noch mehrere Kultstätten, darunter ein Heiligtum an der Südflanke des Komitium, das unter dem *lapis niger*, dem ›Schwarzen Stein‹ zum Vorschein kam. Hier fand sich auch eine Stele mit der ältesten, lediglich fragmentarisch erhaltenen lateinischen Inschrift, ebenfalls aus dem 6. Jh.² Wahrscheinlich befand sich an dieser Stelle im frühen 6. Jh. ein Heiligtum für den Feuer- und Handwerker-gott Vulcanus, das den Römern später als Volcanal bekannt war und von ihnen früh mit Romulus in Zusammenhang gebracht worden zu sein scheint; auf den *lapis niger* scheinen sich spätere Autoren zu beziehen, die versuchten, dessen Grab zu lokalisieren. Womöglich steht also das Komitium am Anfang römischer Traditionsbildung: Hier versammelte sich nicht nur das Volk, wenn wichtige Entscheidungen anstanden, hier gedachte es auch des Stadtgründers, um den sich rasch immer mehr Mythen rankten.³

Weitere Heiligtümer bereicherten im späten 7. und das gesamte 6. Jh. v. Chr. hindurch das Stadtbild: Auf dem Kapitol entstand ein – der annalistischen Überlieferung zufolge im ersten Jahr der Republik (508/507 v. Chr.)

Forum Boarium

eingeweihtes – großes Heiligtum für Jupiter, Juno und Minerva; im Bereich des Viehmarkts, des Forum Boarium, wurde ein Tempel errichtet, der später zerstört und dann im etruskischen Stil wieder aufgebaut wurde. Ganz in der Nähe des Forum Boarium lag die Furt, durch die eine wichtige Handelsstraße führte, die Rom mit dem Sabinerland verband; dort befand sich ab dem 6. Jh. v. Chr. auch ein Tiberhafen. Das Areal um das Forum Boarium wurde wohl im Wesentlichen kommerziell genutzt: Hier ließen sich Händler aus aller Herren Länder – auch Etrusker und Griechen – nieder, und hier wurden wichtige Waren, vor allem das im Umland Roms gewonnene Salz, umgeschlagen.⁴

Bis ca. 500 v. Chr. hatte sich das Antlitz der Tiberstadt gründlich gewandelt. Zwar standen auch jetzt noch Hütten zwischen den Monumentalbauten, doch ließen sich reichere Privatleute neuerdings auch Steinhäuser an den Hängen des Palatin errichten: große Atriumhäuser, die nicht nur erheblich mehr Wohnkomfort boten als die Hütten, sondern auch vom Wohlstand und Sozialprestige ihrer Besitzer kündeten. Um 500 v. Chr. war Rom also endlich eine vollwertige Stadt geworden, mit wirtschaftlicher, sakraler und verkehrstechnischer Infrastruktur, Wohnhäusern unterschiedlicher Größe und Güte, öffentlichem Raum, klar erkennbaren Stadtvierteln und einer Stadtmauer.

Das Rom der Könige

Um die gleiche Zeit – der Überlieferung nach 509 v. Chr. – entledigten sich die Römer ihres letzten Königs Tarquinius, der sich in der Tiberstadt nicht sonderlich beliebt gemacht hatte. Für die Römer war er ›der Überhebliche‹: Tarquinius Superbus, ein machtgieriger Despot, dazu noch ein Fremdherrscher. Seine Familie, die bereits in dritter Generation über Rom herrschte, soll, wie der Name sagt, aus dem etruskischen Tarquinii gekommen sein.

Sieben Könige

Sieben Könige sollen, von Romulus bis Tarquinius Superbus, einander abgelöst haben, bis sich der Freiheitswille der Römer Bahn brach und die Monarchie zu Fall brachte. Die Überlieferung weiß genau, welche Taten jedem dieser Könige zu verdanken sind – jeder von ihnen brachte Rom der Zivilisation ein Stück näher; auf jeden von ihnen gehen Institutionen oder Gebäude zurück, die für das weitere Schicksal der Stadt bedeutend waren: Romulus' Nachfolger Numa Pompilius soll das Umland in Bezirke, *pagi*, eingeteilt und die *collegia*, Berufsgilden, in denen die Handwerker

organisiert waren, geschaffen haben; er baute auch den ersten Janustempel, dessen Tore nur in Friedenszeiten geschlossen wurden. Tullus Hostilius errichtete das erste Sitzungsgebäude des Senats, die Curia Hostilia; auf Ancus Marcius geht die Gründung von Ostia zurück; Tarquinius Priscus errichtete nach einer Überschwemmung die Cloaca Maxima, die Keimzelle der städtischen Kanalisation, als Drainagesystem und ließ im Circus Maximus Pferderennen abhalten; er stiftete auch den Tempel für Jupiter Optimus Maximus auf dem Kapitol. Servius Tullius baute weitere Tempel, schuf die Tribusordnung, nach der die Bürgerschaft zur Wahl schritt, hielt den ersten *census* ab und sicherte Rom mit einer Stadtmauer, die seinen Namen trug, aber tatsächlich wohl erst nach der Niederlage des römischen Heeres gegen die Kelten an der Allia errichtet wurde; Tarquinius Superbus vollendete den Tempel auf dem Kapitol, außerdem baute er Kanalisation und Stadtmauer aus.

Natürlich sind diese Informationen viel zu detailliert, um glaubwürdig zu sein. Schon die kanonische Siebenzahl der Monarchen lässt Zweifel aufkeimen; zu denken geben auch die stereotypen Charaktere, die als Protagonisten dienen: Numa Pompilius etwa, der friedliebende Versöhner, und Tullus Hostilius, der wilde Krieger; oder Servius Tullius, der Gerechte, und Tarquinius Superbus, der Tyrann. In sich unstimmt ist obendrein die Chronologie – allein die ungewöhnlich lange Regierungszeit der Könige von durchschnittlich weit über 30 Jahren ist verdächtig (am kürzesten soll Ancus Marcius regiert haben, der immerhin noch 24 Jahre auf dem Thron saß). Bauwut und Gründungseifer der Könige verdanken sich dem Bedürfnis viel späterer Generationen, Gebäude und Institutionen aitiologisch in einer Geschichte zu verankern, die durch die konstruierte Abfolge von Herrschern dem Dunkel einer fernen Vergangenheit entrissen zu sein scheint. Schließlich muss der letzte Herrscher, der Fremdherrscher und Despot Tarquinius, als düsterer Hintergrund erhalten, vor dem sich die viel beschworene Freiheit der Republik umso strahlender abhebt.

Jeder Versuch, die Historizität der sieben Könige zu beweisen, operiert mit einem inakzeptablen Quantum an unbekanntem Variablen. Aber heißt das auch, dass tatsächlich alle Elemente der Überlieferung fiktional sind, dass, wie Alfred Heuß meinte, das historische Vakuum lediglich »durch völlig ungeschichtliches Fabulieren ausgefüllt« wurde? Und was bedeutet überhaupt ›historisch‹ bzw. ›fiktional‹? Gewiss wussten die Römer späterer Zeiten wenig genug von ihrer Frühgeschichte, gewiss war auch die Königszeit Projektionsfläche für die intentionale Geschichte der mittleren und späten Republik. Ein authentisches Faktengerüst für Roms erste

Geschichte
oder Fiktion?

Jahrhunderte wird deshalb der Geschichte von den sieben Königen kaum zu entnehmen sein. Doch schließt das nicht automatisch die Möglichkeit aus, dass einzelne Informationen zur Struktur der frührömischen Gesellschaft schriftlich oder mündlich tradiert wurden und so Eingang in die Überlieferung fanden. Die These von der grundsätzlichen Glaubwürdigkeit des Modells, das die Überlieferung von der römischen Gesellschaft der Königszeit entwirft – von »Traditionskernen« (Tim Cornell), die auch in der mündlichen Überlieferung vor Manipulation verschont blieben –, hat der britische Althistoriker Tim Cornell wiederholt energisch verfochten.

Umstritten geblieben ist insbesondere Cornells Ansatz, die relative Chronologie der römischen Königszeit, wie sie die annalistische Tradition seit Fabius Pictor konstruiert, zu retten: Cornell reduziert die extremen Regierungszeiten und gelangt so zu einer insgesamt deutlich verkürzten Königszeit, die er um 645 v. Chr. beginnen und damit nur rund 150 statt 250 Jahre dauern lässt. Für den Briten sind eine Reihe von Realien, wie sie die annalistische Tradition überliefert, eben nicht fiktionale Ingredienzien intentionaler Geschichte, sondern tatsächliche Strukturmerkmale der späteren Königszeit: vor allem die nach einem schon klassischen Artikel des Philologen Giorgio Pasquali so genannte *Grande Roma dei Tarquini*, die archaische mittelitalische Großstadt Rom mit weit gespannten Außenbeziehungen und einer ambitionierten politischen Agenda; aber auch Elemente wie das vom vorletzten König Servius Tullius eingerichtete Zenturiatssystem samt Zenturiatkomitien (*comitia centuriata*), die ebenfalls auf ihn zurückgehende Hoplitaphalanx und das System der römischen »Stämme« (*tribus*), künstlich geschaffener territorialer Wahlbezirke, von denen vier in der Stadt und (anfangs) 17 im Umland lagen.

*La grande Roma
dei Tarquini?*

Auch Ursprung und Bedeutung der *gentes* – jener Geschlechter, die noch bis in historische Zeit als Solidar- und Rechtsgemeinschaften fungierten – liegen weitgehend im Dunkeln. Existierten sie bereits, als Rom sich als Stadtgemeinde formierte? Oder waren sie lediglich Interessenverbände, die aus bestimmten Anlässen ihr Handeln koordinierten? Spielten die patrizischen Geschlechter, der ursprüngliche Adel Roms, bereits bei der Stadtgründung eine Rolle? Waren sie gar eine exklusive Priesterkaste, die sich sakralrechtlich von der Masse der Bevölkerung abhob? Oder bildete sich umgekehrt der Patriziat erst allmählich in Reaktion auf die Konstituierung der Plebs, des römischen Volkes? Schließlich: Waren die Angehörigen der Plebs samt und sonders Abhängige, *clientes*, der Patrizier oder handelte es sich um freie Bauern, Handwerker und Händler, die unter Umständen in das von den Patriziern gegründete Rom eingewandert waren?

Auf alle diese Fragen wissen wir keine sicheren Antworten. So ist Cornells strukturgeschichtlicher Ansatz gewissermaßen der optimistischste Blick auf die annalistische Tradition, der sich heute – in einem Klima allgemeiner Skepsis – überhaupt noch halten lässt. Weitaus wahrscheinlicher ist indes ein anderes Szenario, das die *oral-tradition*-Forschung suggeriert: Gerade weil in der hoch- und spätrepublikanischen Geschichtsschreibung über die Kernbestandteile der römischen Frühgeschichte Konsens bestand, liegt der Verdacht nahe, dass wir es – statt mit überlieferten Fakten – mit dem Endprodukt einer womöglich in Jahrhunderten entstandenen mündlichen Überlieferung zu tun haben. So stünden wir, was unser Wissen um die Gesellschaft der römischen Frühzeit und den Ursprung der aus späteren Jahrhunderten bekannten römischen Institutionen anbelangt, fast mit leeren Händen da.

V. Identitätsfindung

Zeittafel 1: Die Ständekämpfe

- 510 (Traditionelles Datum für) Vertreibung des letzten Königs aus Rom; Beginn der Republik
- 494 (Traditionelles Datum für) erste *secessio plebis*: Auszug der Plebs auf den Aventin, Konstitution der Plebs als autonome Körperschaft, plebejische Magistrate
- ca. 450 Einsetzung der *decemviri legibus scribundis*: Ausarbeitung des Zwölftafelgesetzes
- 449 Zweite *secessio plebis*: Provokationsrecht eingeführt; Volksbeschlüsse (*plebiscita*) erlangen rechtlich bindende Wirkung für die Plebs
- 445 Ehe (*conubium*) zwischen Patriziern und Plebejern legalisiert
- 367 *Leges Licinia Sextiae*: Schaffung des Konsulats als oberste Doppelmagistratur; Nobilität ersetzt Patriziat als politische Führungsschicht
- 366 Schuldenerlass für verarmte Plebejer (wieder 357, 352, 347 und 342 v. Chr.)
- 356 *Lex Marcia*: Diktatur für Plebejer geöffnet
- 351 Zensur für Plebejer geöffnet
- 342 Eine Konsulatsstelle für Plebejer reserviert
- 339 *Lex Publilia de plebiscitis*: Volksbeschlüsse werden für Patrizier bindend
- 287 Dritte (historische) *secessio plebis* führt zur *lex Hortensia de plebiscitis*: Volksbeschlüsse erhalten Gesetzesrang

Erst allmählich, ab dem 5. Jh. v. Chr., hellt sich das Panorama auf. Während in Athen die Bauten der Akropolis entstanden, die attische Demokratie ihren Siegeszug antrat und auf Kriegsschauplätzen von Sizilien bis zum Schwarzen Meer Athen mit Sparta um die innergriechische Hegemonie rang, gab es am Tiber gerade erst zarte Ansätze zu komplexer sozialer Organisation, zu Schrift- und Staatlichkeit. Wohl knapp vor Anfang des Jahrhunderts entledigten sich die Römer ihrer Könige, an seinem Ende – so viel scheint gesichert – standen sie vor der Eroberung Vejis, der etruskischen Nachbarstadt und Konkurrentin, die den Weg zu weiterer Expansion versperrte. Nach außen hatte Rom sich mit seinen Nachbarn auseinanderzusetzen, zunächst mit den Latinern, die das Ende der Königsherrschaft in Rom dazu benutzt hatten, die Hegemonie der Tiberstadt abzuschütteln,

dann mit den führenden Mächten Mittelitaliens, schließlich mit immer ferneren Konkurrenten. Nach innen löste die Beseitigung der Monarchie nicht etwa Spannungen, sondern schuf sogleich neue Konfliktlinien: Die neue Ordnung beherrschten wenige patrizische Geschlechter, deren Führungsrolle, kaum war sie durchgesetzt, von den Nichtpatriziern, die sich allmählich zur Plebs formierten, infrage gestellt wurde. In den ersten beiden Jahrhunderten hatte die Stadt deshalb, politisch wie sozial, ihre Identität erst zu finden; es war ein schmerzhafter, oft blutiger Prozess, an dessen Ende aber eine nach innen gefestigte Bürgergemeinde stand, die ihre Feinde in Bundesgenossen verwandelte und so eine Wehrgemeinschaft völlig neuen Typs schuf.

Umsturz

Der Mythos inszeniert das Ende der Monarchie als Familiendrama: Sextus Tarquinius, der jüngere Sohn des Königs Tarquinius Superbus, begibt sich während der Belagerung der Stadt Ardea auf Einladung seines Verwandten Lucius Tarquinius Collatinus ins nahe Collatia, eine mit Rom verbündete Stadt in Latium, wo ihm von Collatinus und dessen Frau Lucretia ein fürstlicher Empfang bereitet wird. Indes überkommt Sextus Tarquinius, wie Livius berichtet, »das böse Verlangen, Lucretia zu vergewaltigen«, die sich daraufhin, ganz in Schwarz gewandet, ins Haus ihres Vaters nach Rom begibt, in Gegenwart von dessen Freunden Publius Valerius Publicola und Lucius Junius Brutus einen Dolch aus der Tunika zieht und sich entleibt.¹ Brutus, Neffe des Königs, stachelt die Gruppe – allesamt Angehörige des Königshauses – dazu an, Rache an Tarquinius zu nehmen und die Macht in Rom an sich zu reißen. Der alarmierte König eilt von seinem Heerlager bei Ardea nach Rom, findet aber die Tore verschlossen vor, während die Rebellen bereits auf dem Weg nach Ardea sind, um dort das Heer zum Abfall von den Tarquiniern zu überreden – mit Erfolg. Der überhebliche Tarquinius und sein Clan sind also aus Rom vertrieben, und eine neue Ordnung muss her: Brutus und Collatinus werden zu Konsuln – die es zu diesem Zeitpunkt noch gar nicht gibt – erhoben und lassen das Volk schwören, niemals wieder einen König zu dulden; außerdem ist den Tarquiniern von jetzt an die Rückkehr nach Rom verwehrt. Erstes Opfer dieser Maßnahme wird Collatinus selbst, der über die männliche Linie mit Tarquinius Superbus verwandt ist: Er geht ins Exil und überlässt Valerius Publicola seinen Konsulat.

Vergewaltigung
der Lucretia

Vertreibung
der Tarquinier

Diesen Valerius Publicola – dessen *cognomen* soviel bedeutet wie ›der gut zum Volk ist‹ – stellt Plutarch in seinen Parallelviten großer Griechen und Römer dem athenischen Gesetzgeber Solon gegenüber: Wie Solon den Athenern, so habe Publicola den Römern ein rechtliches Rahmenwerk für ihre Gesellschaft gegeben, eine Verfassung. In seiner Biographie zeichnet Plutarch das Bild eines Konsuls, wie ihn viel spätere Generationen kannten: als Inhaber eines *imperium* und ersten Triumphator der römischen Geschichte, der auf einer Quadriga direkt vom Schlachtfeld in Rom eingezogen sei.²

Die Tarquinier indes wollen sich mit ihrer Entmachtung nicht so einfach abfinden. In einer ersten Schlacht behalten die Römer die Oberhand, obwohl der Konsul Brutus fällt. Tarquinius und seine Leute wenden sich in ihrer Not an Lars Porsenna, König des etruskischen Clusium, der prompt seine Unterstützung zusagt und mit einem Heer vor Rom erscheint. Vom Ianiculum, dem heutigen Gianicolo, aus belagert er die Tiberstadt. Der Heldennut seiner Bürger rettet Rom: Männer wie Horatius Cocles, der ganz allein eine Brücke gegen das Etruskerheer verteidigt, bis sie abgebrochen werden kann, lassen Porsenna einsehen, dass er es mit den Römern nicht aufzunehmen vermag. Er lässt von der Stadt ab und schickt seinen Sohn Aruns mit einem Heer gegen die latinische Stadt Aricia. So jedenfalls lautet eine, die in Rom am weitesten verbreitete, Variante der Legende. Teile von Livius' Bericht scheinen jedoch nicht dazu zu passen und deuten an, dass es auch eine alternative Überlieferung gab, nach der die Etrusker sich der Tiberstadt bemächtigen konnten. Aruns wird vor Aricia besiegt und fällt.³

Doch noch immer gibt sich Tarquinius Superbus nicht geschlagen. Hilfe erhält er von seinem Schwiegersohn Octavius Mamilius, dem König von Tusculum, der den Bund der latinischen Städte anruft und ein Heer gegen Rom in Marsch setzt. Am Regillus Lacus, einem See nahe Tusculum, fällt die Entscheidung: Mamilius' Latiner werden vernichtend geschlagen,⁴ Tarquinius begibt sich ins Exil nach Kyme, der Griechenstadt in Kappadokien, wo er wenig später stirbt.⁵

Die Vertreibung des Tyrannen Tarquinius soll sich im Jahr 509 v. Chr. abgespielt haben, ausgerechnet im selben Jahr, als die Athener ihren Tyrannen Hippias davonjagten. Die Schlacht am Regillus Lacus, mit der die Unruheperiode – der Legende nach – endete, fand demnach wohl etliche Jahre später, vermutlich kurz nach der Jahrhundertwende statt. Wie die Berichte zur Früh- und Königszeit wird auch diese Episode in der Forschung heftig diskutiert: Ist sie schieres Fantasieprodukt späterer Chronistengenerationen? Oder findet sich in ihr ein Reflex lokaler, vielleicht sogar

Exil und Tod
des Tarquinius

großräumiger Konflikte, die um 500 v. Chr. Mittelitalien erschütterten? Sind einige der Protagonisten historisch? War am Ende gar der Fall der Tarquinier nur örtliches Symptom einer viel umfassenderen Entwicklung – Begleiterscheinung der insgesamt niedergehenden etruskischen Macht?

Zunächst ist unklar, wie groß – und welcher Natur – der etruskische Einfluss in Rom vor der angeblichen Vertreibung der Tarquinier überhaupt war. Dafür, dass Tarquinius Priscus und seine Nachkommen von den Römern als Fremdherrscher wahrgenommen wurden, liefern die Legenden nicht den geringsten Anhaltspunkt. Tatsächlich pflegte Rom zu den Etruskerstädten vielfältige und durchaus enge Beziehungen; kulturell und sprachlich war die Nähe der etruskischen Städte im frühen Rom deutlich spürbar. Doch heißt das nicht, dass die Etrusker auch politisch in Rom den Ton angaben. Die Hegemonie, welche die Etrusker insgesamt oder einzelne ihrer Städte über Rom ausgeübt haben sollen, ist ebenso wenig nachweisbar wie der angebliche Konflikt zwischen Etruskern und Latinern um die Vorherrschaft in Mittelitalien.

Die Etrusker
in Rom

Plausibler ist es ohnehin, den Sturz der Monarchie als Ergebnis innerer Unruhen in Rom zu deuten, die allerdings in Vorgänge von gesamtitalischer Tragweite eingebettet waren. Die Überlieferung berichtet von den Allmachtfantasien des letzten Königs, der geflissentlich den Senat ignoriert, Reichtümer angehäuft und Todesurteile in Serie gefällt habe. Sie – und nicht seine etruskische Herkunft – hätten den Zorn des Volkes heraufbeschworen und schließlich zu seiner Entmachtung geführt. Tatsächlich mag Tarquinius Superbus den Bogen überspannt, womöglich sogar die kultische Verehrung seiner Person eingefordert haben. Ein Mammutprojekt wie der Tempel des kapitolinischen Jupiter diente ohne Frage auch der Verherrlichung der Monarchie und des Monarchen. Aber es waren gerade nicht die breiten, nach Freiheit rufenden Massen, die gegen Tarquinius rebellierten. Der König wurde nicht das Opfer eines Volksaufstandes, sondern einer Adelsrevolte. So will es die Überlieferung und so ist es glaubhaft, denn von der Beseitigung des Königtums profitierte ausschließlich Roms patrizische Elite, die nun die Macht in der Stadt als Monopol verwaltete. Die Gewalt des Königtums blieb erhalten, war aber nicht mehr ungeteilt: Statt eines auf Lebenszeit amtierenden Königs versahen nun auf ein Jahr bestellte Beamte, die *praetores maximi*, die Geschäfte der Republik.

Umsturz als
Adelsrevolte

[...] als freiheitlich sollten wir die neue Ordnung ansehen, weil die Amtsperiode der Oberbeamten [*consules*] auf ein Jahr beschränkt wurde; nicht weil sich ihre Macht im Vergleich zu derjenigen, welche die Könige ausgeübt hatten, verringerte. Die Rechte der Könige und ihre Amtsinsignien

hatten in vollem Umfang die Konsuln der Frühzeit inne; nur traf man Vorsorge, dass nicht beide die Rutenbündel führten, damit nicht auch die Furcht, die sie einflößten, verdoppelt werde.⁶

So schrieb Livius – leicht anachronistisch verzerrt, denn die höchste Magistratur wurde wohl erst später, vielleicht erst nach den Ständekämpfen, kollegial, und die beiden jährlich zu wählenden Oberbeamten erhielten auch erst später den Titel *consules*, Konsuln; zunächst wurden sie *praetores (maximi)* genannt, weil sie der Gemeinde buchstäblich ›vorschritten‹. Diese dann von den Zenturiatkomitien zu wählenden Jahrkönige führten den Oberbefehl im Krieg und amtierten als oberste Richter in der Stadt – gemeinsam, nicht nach Aufgabenbereichen getrennt.

In der Tat scheint die Errichtung der Republik die Bedeutung der Volksversammlungen sogar geschmälert zu haben: Die Kuriat- und vielleicht die Zenturiatkomitien bestanden bereits, als Tarquinius Superbus vertrieben wurde; die nach *tribus* gegliederten Versammlungen wurden erst viel später eingerichtet. Die waffenfähigen Mitglieder der Gemeinschaft waren in der Königszeit insofern politische Subjekte gewesen, als sie die Könige gewählt hatten. Diese Funktion wurde ihnen in der jungen Republik entzogen: Die jährlichen Oberbeamten, die an die Stelle des Königtums traten, wählten jetzt die in der Versammlung der Geschlechteroberhäupter, dem Senat, tagenden Ältesten. Von den Ämtern, deren Inhaber den Kurs der Republik bestimmten, war die Masse der Bevölkerung ausgeschlossen. Die meisten dieser Magistraturen wurden ohnehin wohl durch Absprache unter den führenden Familien besetzt. Die Idee des Bürgers war in Rom noch nicht geboren; die frühe Republik war eine Republik des Adels, der Patrizier.⁷

Patrizier

Wer waren die Patrizier, deren Konflikt mit den Plebejern, der anderen großen Gruppe der römischen Gesellschaft, die ersten beiden Jahrhunderte der Republik überschattete? Wieder einmal verlieren sich die Ursprünge einer römischen Institution im Dunkel der Vergangenheit. Die Römer selbst glaubten, Romulus habe die Bewohner seiner Stadt in Patrizier und Plebejer eingeteilt – er soll den Senat geschaffen haben, indem er 100 Männer zu *patres*, ›Vätern‹, ernannte; deren Nachkommen seien dann die Patrizier gewesen. Für diese simple Erklärungsvariante spricht wenig: Sie trägt unverkennbar aitiologischen Charakter; ihre Hauptfunktion bestand

darin, die Existenz des Patriziats zu erklären und ihm ein möglichst ehrwürdiges Alter zu attestieren. In historischer Zeit war *patricius*, ›Patrizier‹, wer einer der altadligen Sippen angehörte, etwa den Juliern, den Claudiern oder den Valeriern.

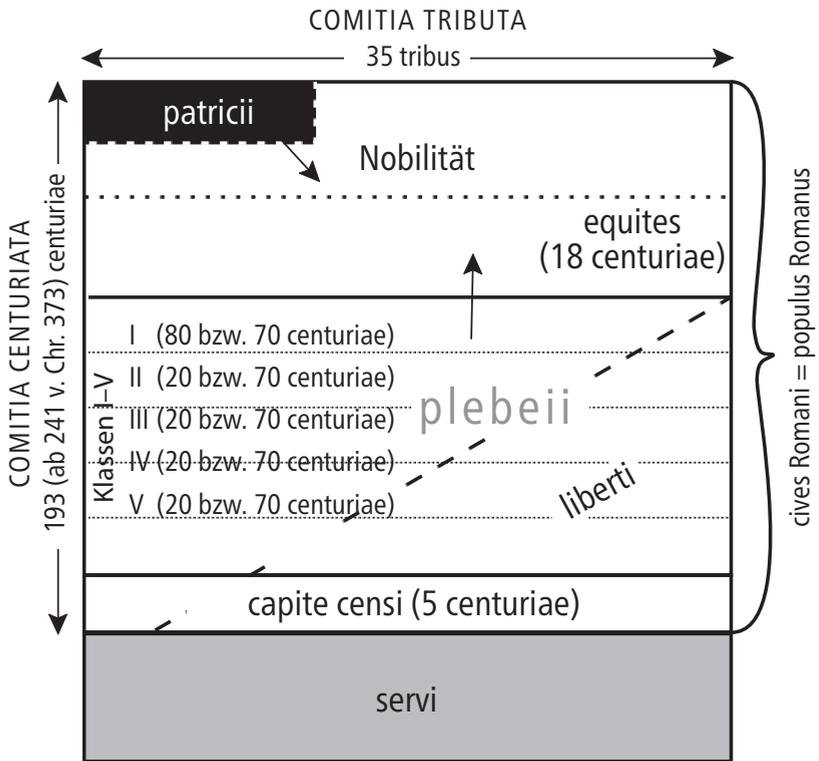
Der Begriff *patricius* leitet sich her von *pater*, ›Vater‹, und *patres* waren in Rom sowohl die Sippenoberhäupter (*patres familias*) als auch die Senatoren, die späterhin als *patres conscripti* firmierten – wobei *patres* vermutlich die patrizischen, *conscripti* die (neu eingetragenen) plebejischen Senatoren bezeichnete. Waren also die Patrizier ursprünglich die Hausväter, die Plebejer die ihnen Gefolgschaft schuldenden Sippenangehörigen und Klienten? Oder handelte es sich um Angehörige einer exklusiven Schicht, aus denen sich die Senatoren rekrutierten, die deshalb *patricii* genannt wurden? Selbst das Alter des Patriziats gibt Rätsel auf: Ob er bereits in der Königszeit voll entwickelt war oder sich erst allmählich über längere Zeit herausbildete, ist bis heute umstritten.

Fest steht immerhin, dass eine Elite sozial und wirtschaftlich privilegierter Römer es zu Anfang der Republik verstand, alle anderen vom Zugang zu den Ämtern und zum Senat auszuschließen. Der Senat war wohl ursprünglich ein Ältestenrat, wie ihn viele Gesellschaften mit schwachem Königtum und starken verwandtschaftlich organisierten Gruppen – Geschlechtern – kennen. Die Mitglieder dieser Körperschaft – der Überlieferung nach 300, 10 für jede Kurie – berief in Rom der König. Vielleicht waren bereits in der Königszeit nur bestimmte Clans im Senat vertreten. Vermutlich wurde der Senat als Versammlung handverlesener Berater ad hoc durch den König einberufen; er bestand wohl nicht als permanente Körperschaft mit auf Lebenszeit bestellten Mitgliedern. Hieran änderte sich selbst durch den Zusammenbruch der Königsherrschaft zunächst wenig: Von der späteren Allmacht der *patres* war auch im Machtgefüge der frühen Republik kaum etwas zu spüren: Im 5. und 4. Jh. v. Chr. war der Senat lediglich ein Gremium, das die Magistrate beriet, so wie er zuvor den Königen beratend zur Seite gestanden hatte.

Senat

Wenn es also nicht ihre Ratsfähigkeit war, die die Patrizier vor den übrigen Römern privilegierte, was war es dann? Bis in historische Zeit trugen Patrizier äußere Abzeichen ihres Ranges, darunter auffälliges Schuhwerk aus rotem Leder, mit hoher Sohle und einer elfenbeinernen Schließe, das mit Bänderriemen um Fuß und Knöchel befestigt wurde: den sogenannten *calceus patricius*. Vor allem aber hatten Patrizier exklusiven Zugang zu bestimmten religiösen Ämtern, insbesondere solchen, die auch in anderen Städten Latiums vorkamen und vermutlich deshalb ein besonders

Vorrechte
der Patrizier



Die römische Gesellschaft zerfiel zunächst vertikal in Bürger (*cives Romani*) und Sklaven (*servi*). Freigelassene (*liberti*) waren römische Bürger, aber von voller Teilhabe ausgeschlossen, während ihre Kinder als Freigeborene (*ingenui*) das volle Bürgerrecht hatten. Durch die Ständekämpfe war die ursprüngliche Trennung in Patrizier (*patricii*) und Plebejer (*plebei*) politisch irrelevant geworden, behielt aber zeremoniell eine gewisse Bedeutung: Patrizier trugen Standesinsignien und durften exklusiv bestimmte Priesterämter bekleiden (*pontifex maximus*), nicht aber den Volkstribunat. An ihre Stelle trat eine auf Steuerleistung (*census*) basierende soziale Hierarchie der römischen Bürger, die sich politisch in ihrer Repräsentation in den Zenturiatskomitien niederschlug: Auf die oberste Rangklasse der Ritter (*equites*) entfielen 18, auf die fünf Klassen des Fußvolks insgesamt 170 bzw. ab 241 v. Chr. 350 Zenturien und auf das besitzlose Proletariat der *capite censi* nur 5. Innerhalb der obersten Klasse bildete die Führungselite gewesener Konsuln mit der Nobilität eine zwar grundsätzlich durchlässige, faktisch aber exklusive Aristokratie. Vertikal verband die verschiedenen Rangklassen das Nahverhältnis der Klientel. Horizontal gliederten sich die Tributskomitien in insgesamt 35 *tribus*, die nur ursprünglich regionale Wahlbezirke waren, später aber durch die gleichmäßige Aufnahme von Neubürgern in alle *tribus* zu einer künstlichen Untergliederung der Volksversammlung wurden.